

Der Diamant des Radschah

Robert Louis Stevenson

Der Diamant des Radschah

Robert Louis Stevenson

Robert Louis Stevenson

Georg Müller
München

1926

Die Geschichte von der Schachtel

Bis zu seinem sechzehnten Jahr in einer Privatschule und später auf einer der großen Hochschulen erzogen, durch die England mit Recht berühmt geworden ist, hatte Harry Hartley die gewöhnliche Bildung eines Gentleman. Zu jener Zeit legte er eine auffallende Abneigung gegen jedes Studium an den Tag, und da sein einziger, noch am Leben befindlicher Verwandter unwissend und schwach war, so durfte er sein Leben damit zubringen, daß er sich nur mit nichtigen Modedingen beschäftigte. Als er zwei Jahre darauf in der Welt ganz allein stand, war er beinahe ein Bettler. Für ein tätiges, betriebsames Leben war Harry seiner Anlage, wie seiner Erziehung nach ungeeignet. Er konnte romantische Lieder singen und auf dem Klavier sich selber leidlich dazu begleiten; er war ein anmutiger, obgleich etwas schüchterner Reiter; er hatte eine ausgesprochene

Vorliebe für das Schachspiel, und die Natur hatte ihn mit einem außerordentlich vorteilhaften Äußeren in die Welt geschickt. Blondhaarig, rosenwangig, mit Taubenaugen und einem sanften Lächeln, hatte er ein angenehmes, melancholisch-zärtliches Aussehen und ein sehr anschniegendes unterwürfiges Benehmen. Aber alles in allem genommen, war er nicht der Mann, ein Held im Kriege oder ein Sprecher im Staatsrat zu sein.

Ein glücklicher Zufall und etlicher Einfluß, der zu seinen Gunsten geltend gemacht wurde, verschafften Harry, als er in diese Not geriet, die Stelle eines Privatsekretärs beim Generalmajor Sir Thomas Vandeleur, Komtur des Bathordens. Sir Thomas war ein Mann von sechzig Jahren, von lautem, prahlerischem und anmaßendem Wesen. Aus irgendeinem Grunde, für irgendeinen Dienst, über dessen Art viel geflüstert und manche Behauptung aufgestellt und abgeleugnet wurde, hatte ihm der Radschah von Kaschgar den sechstgrößten der in der Welt bekannten Diamanten geschenkt.

Diese Gabe machte General Vandeleur aus einem armen Mann zu einem reichen, aus einem unbekannten und wenig beliebten Soldaten zu einem der Löwen der Londoner Gesellschaft: der Besitzer des Radschah-Diamanten war in den abgeschlossensten Kreisen willkommen und hatte eine junge, schöne Dame von vornehmer Geburt gefunden, die bereit war, selbst um den Preis einer Heirat mit Sir Thomas Vandeleur den Diamanten ihr eigen zu nennen. Es wurde damals allgemein gesagt: da Gleiches das Gleiche anziehe, so habe ein Juwel das andere angezogen; sicherlich war Lady Vandeleur nicht nur persönlich ein Edelstein von reinstem Wasser, sondern sie zeigte sich auch der Welt in einer sehr kostbaren Fassung und galt für viele vertrauenswürdige Autoritäten als eine der drei oder vier Damen, die sich in ganz England am besten kleideten.

Harrys Pflichten als Privatsekretär waren nicht übermäßig beschwerlich; aber er hatte eine Abneigung gegen langes Arbeiten; es war ihm unangenehm, seine Finger mit

Tinte zu beschmutzen, und die Reize der Lady Vandeleur und ihrer Toiletten zogen ihn oft aus der Bücherei in ihr Boudoir. Er wußte sich sehr reizend mit Damen zu benehmen, konnte mit Geschick über Modeangelegenheiten sprechen, und war niemals glücklicher, als wenn er über die Farbenschattierungen eines Bandes sein Urteil abgeben oder eine Besorgung bei einer Modistin ausrichten durfte. Kurz und gut, die Erledigung von Sir Thomas Vandeleurs Briefen geriet kläglich in Rückstand und Mylady hatte dafür eine zweite Kammerjungfer.

Schließlich kam es so weit, daß der General, der ein sehr ungeduldiger alter Soldat war, in einem Zornanfall von seinem Stuhl aufsprang, seinem Sekretär zubrüllte, er bedürfe seiner Dienste nicht länger, und diese Worte mit einer erklärenden Gebärde begleitete, wie sie zwischen Gentlemen höchst selten zur Anwendung kommen. Da unglücklicherweise die Tür offen stand, fiel Herr Hartley, mit dem Kopf voran, die Treppe hinunter.

Er erhob sich etwas beschämt und sehr tief bekümmert. Das Leben im Hause des Generals war gerade so recht nach seinem Geschmack: er bewegte sich, wenn auch in einer mehr oder weniger zweifelhaften Stellung, in sehr feiner Gesellschaft; er tat wenig; er aß und trank ausgezeichnet; und er empfand eine lauwarne Befriedigung in der Gegenwart von Lady Vandeleur, die er in seinem eigenen Herzen mit einem leidenschaftlicheren Namen bezeichnete.

Unmittelbar nachdem er die Beschimpfung durch den Soldaten erhalten hatte, eilte er in das Boudoir und klagte seinen Schmerz.

»Sie wissen sehr wohl, mein lieber Harry,« antwortete Lady Vandeleur – denn sie rief ihn bei seinem Vornamen wie ein Kind oder einen Diensthofen –, »daß Sie ja überhaupt niemals tun, was der General Ihnen sagt. Sie werden vielleicht sagen, daß ich das ja auch nicht tue. Aber das ist etwas anderes. Eine Frau kann für jahrelangen Ungehorsam Verzeihung erlangen, wenn sie ein einziges Mal in geschickter Weise klein

beigibt; außerdem ist man ja nicht mit seinem Privatsekretär verheiratet. Es wird mir leid tun, Sie zu verlieren; da Sie aber doch nicht länger in einem Hause bleiben können, wo Sie beschimpft worden sind, so will ich Ihnen hiermit Lebewohl sagen. Aber ich verspreche Ihnen, dem General soll sein Gebaren noch leid tun!«

Harry machte ein langes Gesicht; Tränen standen ihm hoch in den Augen, er blickte Lady Vandeleur mit zärtlichem Vorwurf an und sagte:

»Mylady, was ist eine Beschimpfung? Ich würde wirklich recht gering von einem Menschen denken, der nicht ein paar Dutzend Beleidigungen zu vergeben wüßte! Aber sich von seinen Freunden zu trennen, die Bande zärtlicher Hingebung zu zerreißen, das —«

Er konnte nicht weiter sprechen, denn seine Rührung überwältigte ihn und er weinte laut.

Lady Vandeleur sah ihn mit einem merkwürdigen Gesichtsausdruck an; sie dachte:

Dieser kleine Dummkopf bildet sich ein, in mich verliebt zu sein. Warum sollte er nicht mein Diener werden, anstatt Privatsekretär des Generals zu sein? Er ist gutmütig, dienstefrig und versteht etwas von Toiletten; außerdem wird eine solche Stellung ihn davon abhalten, dumme Streiche zu machen. Er ist tatsächlich zu hübsch, daß man ihn könnte seinen eigenen Weg gehen lassen.

An demselben Abend überredete sie den General, der sich seiner Lebhaftigkeit bereits ein bißchen schämte, ihr ihren Wunsch zu erfüllen, und Harry wurde in die weibliche Abteilung des Hauses versetzt, wo er ein beinahe himmlisches Leben führte. Er war stets außerordentlich nett angezogen, trug zarte Blümchen in seinem Knopfloch und konnte Besucher taktvoll und ergötzlich unterhalten. Er war stolz darauf, einem schönen Weibe als Diener

untertan zu sein; jeden Befehl der Lady Vandeleur sah er als eine besondere Huld an, und er brüstete sich sogar vor anderen Männern, die ihn verspotteten und verachteten, mit seiner Stellung als männliche Kammerzofe und Putzmacherin. Besonders aber vom moralischen Standpunkt aus schien ihm sein Dasein beneidenswert zu sein. Sündhaftigkeit hielt er für eine wesentlich männliche Eigenschaft, und seine Tage bei einer zartfühlenden Frau zu verbringen und hauptsächlich mit Näharbeiten beschäftigt zu sein, hieß nach seiner Meinung eine Zauberinsel inmitten der Stürme des Lebens bewohnen.

Eines schönen Morgens kam er in den Salon und begann einige Noten zu ordnen, die auf dem Klavier lagen. Lady Vandeleur unterhielt sich am anderen Ende des Zimmers ziemlich lebhaft mit ihrem Bruder, Charlie Pendragon, einem älteren jungen Herrn, der durch ausschweifenden Lebenswandel sehr klapperig geworden war, und auf dem einen Fuß bedeutend

hinkte. Der Privatsekretär, dessen Eintreten sie nicht beachteten, konnte nicht umhin, einen Teil ihres Gespräches anzuhören.

»Heute oder niemals!« rief die Lady. »Es bleibt dabei: heute soll es geschehen!«

»Also heute, wenn es sein muß,« antwortete der Bruder mit einem Seufzer. »Aber es ist ein falscher Schritt, der uns in den Abgrund führen wird, Clara; wir werden es noch bitterlich bereuen.«

Lady Vandeleur sah ihren Bruder mit einem festen und etwas sonderbaren Blick ins Gesicht und sagte:

»Du vergisest: mein Mann muß ja doch schließlich mal sterben.«

»Auf mein Wort, Clara,« sagte Pendragon, »ich glaube, du bist die herzloseste Spitzbübin in ganz England.«

»Ihr Männer,« antwortete sie, »seid so plump angelegt, daß ihr niemals eine feine

Schattierung begreifen könnt. Ihr selber seid habsüchtig, heftig, unbescheiden, gleichgültig; und trotzdem empört es euch, wenn eine Frau einmal an die Zukunft denkt. Aber solcher Unsinn paßt mir nicht. Du würdest einen gewöhnlichen Geldverleiher verachten, wenn er so dumm wäre, wie nach eurer Meinung wir Frauen sein sollen.«

»Du wirst wahrscheinlich recht haben,« antwortete ihr Bruder; »du warst ja immer klüger als ich. Und jedenfalls kennst du meinen Wahlspruch: Unsere Familie über alles!«

»Ja, Charlie,« antwortete sie und drückte ihm die Hand, »ich kenne deinen Wahlspruch besser als du selber. ›Und Clara noch über die Familie!‹ Nicht wahr, so lautet der zweite Teil des Satzes? Ja, du bist der beste Bruder, den es geben kann, und ich habe dich von Herzen lieb!«

Herr Pendragon machte ein ziemlich dummes Gesicht zu diesen Lobsprüchen; er

stand auf und sagte:

»Es ist besser, wenn man mich nicht sieht;
ich weiß ja nun ganz genau, was ich zu tun
und zu sagen habe, und will auf den
›zahmen Kater‹ aufpassen.«

»Tu das! Er ist ein verruchter Mensch und
könnte vielleicht alles kaputt machen.«

Sie warf ihm einen zierlichen Handkuß zu,
und der Bruder entfernte sich auf dem
Wege durch das Boudoir und über die
Hintertreppe. Sobald sie allein waren,
wendete Lady Vandeleur sich zu dem
Privatsekretär und sagte:

»Harry, ich habe heute morgen etwas für
Sie zu besorgen: aber Sie sollen sich eine
Droschke nehmen; mein Privatsekretär soll
keine Sommersprossen kriegen!«

Die letzten Worte sprach sie mit Gefühl und
mit einem Blick halb mütterlichen Stolzes,
der den guten Harry beseligte, und er rief,

er sei entzückt, daß er eine Gelegenheit habe, ihr dienen zu können.

»Es handelt sich wieder einmal um ein großes Geheimnis!« sagte sie mit einem listigen Lächeln; niemand darf darum wissen, als mein Sekretär und ich. Sir Thomas würde den fürchterlichsten Spektakel machen, und wenn Sie nur wüßten, wie überdrüssig ich dieser Szenen bin! O Harry, Harry – können Sie mir erklären, warum ihr Männer so heftig und ungerecht seid? Aber ich weiß ja. Sie können es nicht! Sie sind der einzige Mann auf der Welt, der von diesen schändlichen Leidenschaften nichts weiß; Sie sind zu gut, Harry, und so freundlich; Sie sind wenigstens einer, der ein wahrer Freund einer Frau sein kann, und wissen Sie was? Ich glaube, durch den Vergleich mit Ihnen erscheinen die anderen Männer häßlicher.«

»Sie sind so freundlich zu mir!« rief Harry leidenschaftlich. »Sie behandeln mich wie
—«

»Wie eine Mutter,« unterbrach Lady Vandeleur ihn; »ich versuche Ihnen eine Mutter zu sein. Oder wenigstens«, verbesserte sie sich mit einem Lächeln, »beinahe eine Mutter. Ich bin zu jung, um wirklich Ihre Mutter zu sein. Lassen Sie mich also sagen: Ihre Freundin – Ihre aufrichtige Freundin.«

Sie machte eine Pause, die lang genug war, um auf Harrys gefühlvolles Herz zu wirken, aber nicht lang genug, um ihn zu Worte kommen zu lassen; denn sie fuhr gleich fort:

»Aber dies alles tut nichts zur Sache. Sie werden in dem Eichenschrank auf der linken Seite eine Pappschachtel finden; sie steht unter dem rosenroten Schleppkleide, das ich Donnerstag mit meinen Mechelner Spitzen trug. Diese Schachtel bringen Sie sofort nach dieser Adresse,« gleichzeitig gab sie ihm einen Zettel, »aber unter keinen Umständen geben Sie sie aus den Händen, bevor Sie eine von mir selbst geschriebene Empfangsbestätigung erhalten haben.

Verstehen Sie? Antworten Sie, bitte – antworten Sie! Die Sache ist ungeheuer wichtig, und ich muß Sie bitten, etwas aufzupassen!«

Harry beruhigte sie, indem er ihre Vorschriften buchstäblich genau wiederholte. Sie wollte ihm gerade noch mehr sagen, da stürzte plötzlich General Vandeleur, purpurrot vor Zorn, in das Zimmer. In der Hand hielt er eine ungeheuer lange, dichtbeschriebene Kleiderrechnung.

»Wollen Sie sich das gefälligst ansehen, Madame!« schrie er. »Wollen Sie die Güte haben, sich dieses Dokument anzusehen? Ich weiß ja gut genug, daß Sie mich meines Geldes wegen geheiratet haben, und ich hoffe, ich habe Ihnen ein so großes Nadelgeld ausgesetzt, wie man es von einem Manne in meinen Verhältnissen verlangen kann. Aber so wahr mich Gott geschaffen hat – ich will jetzt einmal dieser unanständigen Verschwendungssucht ein Ende machen.«

»Herr Hartley,« sagte Lady Vandeleur, »Sie haben wohl verstanden, was Sie zu tun haben. Darf ich Sie bitten, es sofort zu besorgen?«

»Halt!« rief der General Harry zu; »noch ein Wort, bevor Sie gehen!«

Dann sagte er zu Lady Vandeleur:

»Was hat dieser reizende Bursche zu tun? Ich will Ihnen mal was sagen: ich traue ihm nicht weiter als Ihnen selber. Wenn er nur einen Funken von Ehrgefühl im Leibe hätte, würde er die Zumutung, in diesem Hause zu sein, verächtlich ablehnen; und was er mit seinem Gehalt eigentlich tut, ist aller Welt ein Rätsel. Was hat er zu besorgen, Madame? Und warum schicken Sie ihn so plötzlich hinaus?«

»Ich nahm an. Sie hätten mir etwas unter vier Augen zu sagen,« antwortete die Dame.

»Sie sprachen von einer Besorgung,« sagte der hartnäckige General; »machen Sie in meiner augenblicklichen Stimmung keinen Versuch, mir etwas vorzulügen! Sie haben ganz bestimmt etwas von einer Besorgung gesagt!«

»Wenn Sie darauf bestehen, Ihre Dienerschaft zu Zeugen unserer unerquicklichen Streitigkeiten zu machen,« antwortete Lady Vandeleur, »so ist es vielleicht besser, wenn ich Herrn Hartley bitte, Platz zu nehmen. Nein? – Dann können Sie gehen, Herr Hartley! Ich hoffe, Sie behalten alles im Gedächtnis, was Sie in diesem Salon gehört haben; es kann Ihnen vielleicht von Nutzen sein.«

Harry verließ schleunigst den Salon, und als er die Treppe hinauf lief, konnte er hören, wie der General mit lauter Stimme predigte und wie Lady Vandeleur in schrillum Ton auf jeden Satz eine eisige Antwort gab. Wie bewunderte er diese Frau aus vollem Herzen! Wie geschickt wußte sie einer unbequemen Frage auszuweichen!

Mit welcher selbstbewußten Kühnheit wiederholte sie ihre Aufträge unter dem Feuer der feindlichen Kanonen! Und andererseits – wie verabscheute er ihren Gatten!

Die Vorgänge dieses Morgens waren nichts Ungewöhnliches gewesen; denn er hatte für Lady Vandeleur fortwährend geheime Aufträge auszurichten, die sich hauptsächlich auf Kleiderangelegenheiten bezogen. Daß ein Skelett im Hause Vandeleur war, wußte er recht wohl. Die bodenlose Verschwendungssucht der Frau, die ihre eigenen Schulden nicht kannte, die ihr persönliches Vermögen längst verschlungen, drohte täglich auch das ihres Gatten zu verschlingen. Ein - **oder** zweimal jedes Jahr schien ein Skandal und völliger Zusammenbruch unvermeidlich zu sein; dann lief Harry bei allen Lieferanten herum, erzählte ihnen allerlei kleine Geschichten und machte kleine Abzahlungen auf die ungeheuer hohe Rechnung; dann gab es wieder eine neue kleine Frist und die Lady und ihr getreuer

Sekretär atmeten wieder auf. Denn Harry stand in doppelter Eigenschaft mit Leib und Seele auf der Seite der einen kriegführenden Partei; er betete nicht nur Lady Vandeleur an, deren Gatten er fürchtete und verabscheute, sondern er stimmte auch von Natur mit ihrer Putzsucht überein, und die einzige Verschwendung, die er selber sich erlaubte, waren seine Anzüge.

Er fand die Pappschachtel an dem ihm beschriebenen Ort, machte sich sorgfältig zum Ausgehen zurecht und verließ das Haus. Die Sonne schien warm; die Entfernung, die er zurückzulegen hatte, war beträchtlich, und zu seinem Ärger hatte das plötzliche Eintreten des Generals Lady Vandeleur davon abgehalten, ihm Geld für eine Droschke zu geben. Es war anzunehmen, daß an diesem heißen Sommertage seine weiße Haut argen Schaden nehmen würde; und mit einer Pappschachtel am Arm durch halb London zu laufen, war für einen jungen Mann seines Charakters eine fast unerträgliche

Demütigung. Er blieb stehen und überlegte. Die Vandeleurs wohnten am Eaton-Platz, die ihm angegebene Adresse war in der Nähe von Notting Hill; er konnte also offenbar durch den Park gehen, wenn er nur die Alleen vermied, in denen viele Menschen spazieren gingen; und er dankte seinem Himmel, daß es noch verhältnismäßig früh am Tage war! Um sich seine unangenehme Last möglichst bald vom Halse zu schaffen, ging er etwas schneller als für gewöhnlich, und er hatte schon ein ziemliches Stück Weges durch den Kensington-Park zurückgelegt, da sah er sich plötzlich an einer einsamen Stelle in einer Gruppe von Bäumen dem General gegenüber.

»Bitte um Verzeihung, Sir Thomas,« bemerkte Harry, indem er höflich ausbog; denn der andere hatte sich ihm mitten in den Weg gestellt.

»Wohin gehen Sie, Herr?« fragte der General.

»Ich mache einen kleinen Spaziergang im Grünen,« antwortete der junge Mann.

Der General schlug mit seinem Spazierstock auf die Schachtel und rief:

»Mit dem Ding da? Sie lügen, Herr! Und Sie wissen, daß Sie lügen!«

»Wirklich, Sir Thomas!« antwortete Harry; »ich bin es nicht gewöhnt, so angeschrien zu werden.«

»Sie begreifen Ihre Stellung nicht,« sagte der General. »Sie sind in meinen Diensten, und Sie sind ein Diener, gegen den ich den ernstlichsten Verdacht habe. Wer bürgt mir dafür, daß Ihre Schachtel nicht voll von Teelöffeln ist?«

»Es ist ein Zylinderhut darin, der einem Freunde gehört,« sagte Harry.

»Sehr schön!« antwortete General Vandeleur. »Dann wünsche ich Ihres Freundes Zylinderhut zu sehen. Ich

interessiere mich,« fuhr er mit einem grimmigen Lächeln fort, »ganz besonders für Zylinderhüte; und ich glaube, Sie wissen, daß ich nicht mit mir spaßen lasse!«

»Ich bitte um Verzeihung, Sir Thomas – es tut mir außerordentlich leid, aber dies ist meine Privatangelegenheit.«

Der General packte ihn ohne Umstände mit der einen Hand an der Schulter, während die andere in sehr bedrohlicher Weise den Spazierstock schwang. Harry gab sich verloren. In demselben Augenblick sandte der Himmel ihm einen unerwarteten Beschützer in Charlie Pendragon, der plötzlich hinter den Bäumen hervortrat und sagte:

»Aber, General! Nicht doch! Einen so schwachen jungen Mann zu schlagen, geziemt einem höflichen Mann nicht!«

»Aha!« rief der General, indem er auf seinen neuen Gegner zustürzte: »Herr Pendragon! Bilden Sie sich vielleicht ein,

Herr Pendragon, ich lasse mich von einem niedergebrochenen Lebemann wie Sie ausspionieren und von meinen Vorsätzen zurückhalten, weil ich das Unglück gehabt habe, Ihre Schwester zu heiraten? Meine Bekanntschaft mit Lady Vandeleur hat mir jeden Appetit benommen, etwas mit den Mitgliedern ihrer Familie zu tun zu haben.«

»Und bilden Sie sich ein, General Vandeleur,« versetzte Charlie, »meine Schwester habe auf alle Rechte und Privilegien einer Dame verzichtet, weil sie das Unglück gehabt hat, Sie zu heiraten? Allerdings hat sie sich, indem sie das tat, viel vergeben; aber für mich ist sie immer noch eine Pendragon. Ich mache es mir zur Aufgabe, sie gegen unvornehme Mißhandlungen zu schützen, und wenn Sie zehnmal ihr Gemahl wären, so würde ich es nicht erlauben, daß sie in ihrer Freiheit beschränkt wird, oder daß ihre Boten, die sie in Privatangelegenheiten schickt, mit Gewalt auf offener Straße angehalten werden!«

»Was bedeutet denn das, Herr Hartley?« fragte der General. »Herr Pendragon ist, wie mir scheint, ebenfalls meiner Meinung. Auch er nimmt an, daß Lady Vandeleur etwas mit dem Zylinderhut Ihres Freundes zu tun hat.«

Charlie sah, daß er einen unverzeihlichen Schnitzer begangen hatte, und versuchte dies schnell wieder gutzumachen, indem er rief:

»Was, Herr? Ich nehme an, sagen Sie? Ich nehme gar nichts an! Ich nehme mir nur die Freiheit, einzuschreiten, wenn ich sehe, daß jemand seine Stärke mißbraucht und seine Untergebenen brutal behandelt.«

Während er diese Worte sprach, gab er Harry einen Wink, den dieser aber nicht verstand, weil er zu schwerfällig oder zu aufgeregte war.

»Wie soll ich Ihr Benehmen verstehen, Herr!« fragte Vandeleur. Wieder erhob der General seinen Spazierstock und führte

einen Schlag nach Charlies Kopf; dieser aber parierte den Hieb mit seinem Regenschirm, stürzte sich trotz seinem lahmen Fuße auf seinen viel stärkeren Gegner, packte ihn um den Leib und rief:

»Laufen Sie, Harry, laufen Sie! Laufen Sie doch, Sie Trottel!«

Harry stand trotzdem noch einen Augenblick wie versteinert da und sah zu, wie die beiden Männer miteinander rangen; dann aber drehte er sich um und lief davon, so schnell er konnte. Als er einen Blick über seine Schulter zurückwarf, sah er, wie der General unten lag und Charlie auf ihm kniete, daß Sir Thomas aber immer noch sich anstrengte, nach oben zu kommen. Der ganze Park schien voll von Leuten zu sein, die von allen Seiten herbeiliefen, um die Prügelei zu sehen. Dieser Anblick verlieh dem Sekretär Flügel, und er verlangsamte seinen Schritt nicht eher, als bis er Bayswater Road erreicht hatte, wo er in eine menschenleere Seitenstraße einbog.

Daß zwei Gentlemen seiner Bekanntschaft in so roher Weise aufeinander losdroschen, war für Harry ein entsetzlicher Anblick gewesen. Er wünschte diesen zu vergessen, und vor allen Dingen wünschte er eine möglichst große Entfernung zwischen sich und den General Vandeleur zu bringen. Darüber vergaß er ganz und gar, wohin er gehen sollte, sondern lief zitternd nur immer geradeaus.

Wenn er daran dachte, daß Lady Vandeleur die Gemahlin des einen dieser Gladiatoren und die Schwester des anderen war, dann empfand sein Herz ein inniges Mitgefühl für eine Frau, der das Schicksal einen so falschen Platz im Leben angewiesen hatte. Sogar seine eigene Stellung im Haushalt des Generals erschien ihm nicht so angenehm wie früher, da er sie jetzt im Lichte des letzten Vorganges sah.

Er war, in diese Betrachtungen versunken, ziemlich weit gegangen, als er gegen einen anderen Passanten anstieß und dadurch an

die Pappschachtel an seinem Arm erinnert wurde.

»Um des Himmels willen!« rief er. »Wo hatte ich denn meinen Kopf? und wo bin ich jetzt?«

Er sah sich den Brief an, den Lady Vandeleur ihm gegeben hatte. Auf dem Umschlag war nur Straße und Hausnummer angegeben, aber kein Name. Harry war nur angewiesen worden, nach dem Herrn zu fragen, »der ein Paket von Lady Vandeleur erwarte«, und wenn dieser nicht zu Hause wäre, sollte er auf seine Rückkunft warten. Der Herr, so hieß es weiter auf dem Umschlage, sollte eine von der Dame selbstgeschriebene Empfangsbestätigung vorzeigen. Dies alles sah äußerst geheimnisvoll aus, besonders wunderte Harry sich über die Weglassung des Namens und die Förmlichkeit der Quittung. Er hatte sich über diesen letzten Umstand wenig Gedanken gemacht, als Lady Vandeleur ihn im Gespräch erwähnt hatte; als er jetzt aber mit kühler Überlegung

diese Vorschrift auf dem Briefumschlag las und sie mit den anderen sonderbaren Umständen in Verbindung brachte, kam er zu der Überzeugung, daß er es mit gefährlichen Dingen zu tun habe.

Einen Augenblick zweifelte er halb und halb sogar an Lady Vandeleur selber; denn er fand diese dunklen Machenschaften einer so hochstehenden Dame nicht ganz würdig, und vor allen Dingen wurde seine Kritik dadurch geschärft, daß sie ihre Geheimnisse sogar ihm vorenthielt. Aber sie beherrschte ihn so vollständig, daß er seinen Verdacht gleich wieder fahren ließ und sich selber einen Vorwurf daraus machte, daß er ihn überhaupt nur hatte hegen können.

Jedenfalls verlangten seine Pflicht und sein Vorteil, seine Hochherzigkeit und seine Angst eines von ihm; er mußte so schleunig wie nur möglich die Schachtel loswerden.

Er sprach den ersten Schutzmann an, der ihm begegnete, und fragte ihn höflich nach dem Wege. Es stellte sich heraus, daß er gar

nicht mehr so sehr weit von seinem Bestimmungsort entfernt war, und ein Gang von wenigen Minuten brachte ihn zu einem Häuschen, das frisch getüncht und peinlich sauber gehalten war; es lag an einer schmalen Seitengasse. Türklopfer und Klingelgriff waren blank poliert; blühende Topfgewächse schmückten die Fensterbänke, und dunkle, schwere Vorhänge verhüllten das Innere vor den Blicken neugieriger Vorübergehender. Das Haus hatte etwas Ruhiges und Geheimnisvolles an sich, das auf Harry solchen Eindruck machte, daß er ganz leise klopfte und ungewöhnlich sorgfältig seine Stiefel abputzte.

Ein recht hübsches Dienstmädchen öffnete sofort die Tür und schien den Sekretär mit nicht unfreundlichen Augen anzusehen.

»Hier ist das Paket von Lady Vandeleur,« sagte Harry.

»Ich weiß,« antwortete das Dienstmädchen und nickte. »Aber der Herr ist nicht zu

Hause. Wollen Sie es mir hier lassen?«

»Das kann ich nicht. Ich bin angewiesen worden, es nur unter einer gewissen Bedingung herzugeben und werde Sie daher leider bitten müssen, mich drinnen warten zu lassen.«

»Nun, ich glaube, ich darf Sie hier wohl warten lassen. Ich kann Ihnen sagen, ich fühle mich hier recht einsam, und Sie sehen nicht aus, wie wenn Sie ein Mädchen essen würden. Aber fragen Sie mich nur nicht, wie der Herr heißt; denn das darf ich Ihnen nicht sagen.«

»Was sagen Sie da?« rief Harry. »Das ist ja merkwürdig! Aber ich habe ja seit einiger Zeit eine Überraschung nach der anderen. Nur eine Frage darf ich wohl an Sie richten, ohne unbescheiden zu sein: ist er der Besitzer dieses Hauses?«

»Er wohnt hier zur Miete, und zwar auch erst seit acht Tagen. Und nun – Frage für Frage: kennen Sie Lady Vandeleur?«

»Ich bin ihr Privatsekretär,« antwortete Harry mit einem Erröten bescheidenen Stolzes.

»Sie ist hübsch?« fragte das Dienstmädchen weiter.

»Oh, schön!« rief Harry; »wunderbar lieblich, und dabei nicht weniger gut und freundlich!«

»Sie sehen selber recht freundlich aus, und ich möchte darauf wetten. Sie sind so viel wert, wie ein Dutzend Lady Vandeleurs.«

Harry war geradezu empört über diese Worte und rief:

»Ich! Ich bin ja nur ein Sekretär!«

»Wollen Sie mich damit zurechtweisen, denn ich bin ja nur ein Dienstmädchen, wenn Sie nichts dagegen haben!«

Als sie aber Harrys offenbare Verlegenheit sah, besänftigte sie sich und fuhr fort:

»Ich weiß. Sie haben es nicht böse gemeint, und Sie gefallen mir. Aber Ihre Lady Vandeleur! Oh, diese Herrschaften! Einen richtigen feinen Herrn, wie Sie – am hellen lichten Tage – mit einer Pappschachtel auf die Straße zu schicken!«

Sie waren während dieses Gespräches auf derselben Stelle geblieben – sie stand in der offenen Tür, er auf dem Bürgersteig. Wegen der Hitze hatte er den Hut abgenommen und am Arm trug er seine Pappschachtel. Als Sie aber diese letzten Worte sagte, nahm Harry eine andere Haltung an und sah verlegen nach links und nach rechts; denn er konnte solche Komplimente über sein Aussehen, die ihm gerade ins Gesicht gemacht wurden, nicht vertragen, und besonders nicht den aufmunternden Blick, womit sie begleitet wurden. Wie er sich nun umsah, sah er am Ende der kleinen Gasse zu seinem unbeschreiblichen Entsetzen den General Vandeleur auftauchen.

Der General war in seiner Entrüstung trotz der Hitze durch die Straßen gerannt, um

seinen Schwager zu erwischen; sobald er aber seinen pflichtvergessenen Sekretär erblickte, wurde sein Zorn in ein anderes Fahrwasser gelenkt. Er drehte sich um und stürmte mit wilden Gebärden und Flüchen die schmale Gasse hinauf.

Mit einem Satz war Harry im Hause, indem er das Mädchen vor sich her schob; und im nächsten Augenblick hatte er die Tür seinem Verfolger vor der Nase zugeschlagen.

»Ist ein Riegel da? wird das Schloß auch halten?« sagte Harry, während eine Salve des Türklopfers durch das ganze Haus schallte.

»Aber was haben Sie denn?« fragte das Mädchen. »Haben Sie Angst vor dem alten Herrn?«

»Wenn er mich kriegt,« flüsterte Harry, »bin ich so gut wie tot, er hat mich schon den ganzen Tag verfolgt; er hat einen

Stockdeggen bei sich und ist ein alter indischer Offizier.«

»Das sind ja schöne Manieren!« rief das Mädchen; »und wie heißt er denn wohl, bitte?«

»Es ist der General, mein Herr,« antwortete Harry; »er will seine Schachtel haben.«

»Sagte ich es Ihnen nicht?« rief das Mädchen triumphierend, »ich sagte Ihnen ja, daß ich von Ihrer Lady Vandeleur ganz und gar nichts halte; und wenn Sie Augen in Ihrem Kopf hätten, könnten Sie selber sehen, was an ihr dran ist. Eine undankbare Kokette ist sie, darauf will ich Gift nehmen!« Der General erneuerte seinen Türklopfersturm; als immer noch nicht aufgemacht wurde, geriet er in eine geradezu fürchterliche Wut und begann mit den Füßen gegen die Tür zu stoßen.

»Es ist ein Glück,« bemerkte das Mädchen, »daß ich allein im Hause bin; Ihr General

kann klopfen, bis er müde wird; aufmachen tut ihm niemand. Kommen Sie mit.«

Mit diesen Worten führte sie Harry in die Küche, ließ ihn Platz nehmen und stand neben ihm, indem sie ihm zärtlich die Hand auf die Schulter legte. Der Lärm an der Tür ließ nicht nach, sondern wurde immer stärker, und bei jedem Schlage, den er hörte, zitterte dem unglückseligen Sekretär das Herz.

»Wie heißen Sie?« fragte das Mädchen.

»Harry Hartley.«

»Ich heiße Prudence. Gefällt Ihnen der Name?«

»Sehr! Aber hören Sie doch bloß mal, wie der General gegen die Tür haut! Er wird sie sicherlich aufbrechen, und um des Himmels willen, das ist ja mein sicherer Tod!«

»Sie regen sich ohne jeden Grund viel zu sehr auf,« antwortete Prudence. »Lassen

Sie Ihren General nur gegen die Tür hauen; damit schlägt er sich höchstens die Hände entzwei. Glauben Sie denn, ich würde Sie hierbehalten, wenn ich nicht sicher wäre, Sie zu retten? O nein, ich bin eine treue Freundin, wenn einer mir gefällt! Und wir haben eine Hintertür, die nach einer anderen Seitengasse hinausgeht. Aber,« fuhr sie fort und drückte ihn wieder auf seinen Stuhl zurück, denn er war sofort aufgesprungen, als er diese willkommene Nachricht vernahm, »aber ich zeige Ihnen nicht, wo diese Tür ist, wenn Sie mir nicht einen Kuß geben. Wollen Sie das, Harry?«

»Gewiß will ich das!« rief er, als galanter Jüngling, der er war; »nicht wegen der Hintertür, sondern weil Sie ein gutes und hübsches Mädchen sind!«

Und er drückte ihr zwei oder drei herzliche Küsse auf die Lippen, die sie in derselben Weise erwiderte.

Hierauf führte Prudence ihn nach dem hinteren Ausgang, legte ihre Hand auf den

Schlüssel und sagte:

»Wollen Sie wiederkommen und mich besuchen?«

»Herzlich gern! Ich verdanke Ihnen ja mein Leben!«

»Und jetzt,« sagte sie, indem sie die Tür öffnete, »laufen Sie, so schnell Sie können, denn ich lasse jetzt den General ein.«

Harry bedurfte dieses Rates kaum; Angst hatte ihn beim Schopf gepackt, und er wandte sich zu eiliger Flucht. Ein paar Schritte, so glaubte er, und er wäre aus allen Fährlichkeiten befreit und würde ehrenvoll, heil und gesund zu Lady Vandeleur zurückkehren. Aber diese paar Schritte hatte er noch nicht gemacht, da hörte er einen Mann mit vielen Flüchen seinen Namen rufen, und als er sich umsah, erblickte er Charlie Pendragon, der mit beiden Armen ihm zuwinkte, daß er wieder umkehren solle.

Dieser neue Zwischenfall gab ihm einen so plötzlichen und harten Stoß, und Harry war außerdem bereits in einer solchen nervösen Aufregung, daß ihm nichts Besseres einfiel, als seine Schritte noch zu beschleunigen und weiterzulaufen. Natürlich hätte er an den Vorfall im Kensington-Park denken sollen; dann hätte er gewiß den Schluß gezogen, daß, wenn der General sein Feind war, Charlie Pendragon nur sein Freund sein konnte. Aber er befand sich in einer solchen fieberhaften Aufregung, daß er hieran gar nicht dachte und nur immer noch schneller das schmale Sträßchen entlang lief. Charlie war offenbar ganz außer sich vor Wut, wie man aus dem Klange seiner Stimme und aus den Schimpfworten entnehmen konnte, die er dem Sekretär nachrief. Auch er lief so schnell er konnte; aber so sehr er sich auch anstregte, die körperlichen Vorteile waren nicht auf seiner Seite, und bald hörte Harry, wie sein Geschrei und sein Gerumpel immer ferner verklang.

Harry begann neue Hoffnung zu schöpfen. Das Sträßchen war steil und schmal, aber ganz menschenleer; es wurde auf beiden Seiten von Gartenmauern eingefäßt, die von Laubwerk übersponnen waren. Soweit der Flüchtling blicken konnte, bewegte sich vor ihm kein lebendes Wesen und stand keine Tür offen. Die Vorsehung schien müde geworden zu sein, ihn zu verfolgen, und bot ihm jetzt freies Feld zum Entrinnen.

Aber ach! als er gerade an einer Gartenpforte unter einer Gruppe von Kastanienbäumen vorbeilief, wurde diese plötzlich geöffnet und er sah auf einem Gartenwege einen Schlachterjungen mit seiner Mulde auf der Schulter herankommen. Er hatte kaum die Beobachtung gemacht, als er schon um einige Schritte jenseits der Gartentür sich befand. Aber der Bursche hatte Zeit gehabt, ihn zu bemerken; er war offenbar sehr erstaunt, einen feingekleideten Herrn so geschwind rennen zu sehen, und er trat auf das Sträßchen hinaus und begann Harry durch ironische Zurufe anzufeuern.

Sein Erscheinen brachte Charlie Pendragon auf einen neuen Gedanken; obwohl er kaum noch Luft schnappen konnte, erhob er noch einmal seine Stimme und schrie:

»Haltet den Dieb!«

Sofort stimmte der Schlachterjunge in diesen Ruf ein und nahm die Verfolgung auf.

Dies war ein böser Augenblick für den gehetzten Sekretär. Allerdings gab die Angst ihm neue Kräfte und vermehrte seine Schnelligkeit; mit jedem Schritt kam er weiter von seinen Verfolgern ab, aber er wußte wohl, daß er dicht am Ende seiner Kräfte war, und es brauchte ihm nur jemand entgegenzutreten, so befand er sich auf der schmalen Straße in einer geradezu verzweifelten Lage.

Ich muß ein Versteck finden, dachte er bei sich selber, und zwar innerhalb der nächsten paar Sekunden, sonst ist es mit mir völlig aus auf dieser Welt.

Kaum war ihm dieser Gedanke durch den Kopf geschossen, so machte die Straße eine scharfe Biegung, und er konnte von seinen Feinden nicht gesehen werden. Es gibt Umstände, in denen selbst der schlaffste Mensch tatkräftig und entschlossen zu handeln lernt, in denen der zaghafteste seine Vorsicht vergißt und waghalsige Entschlüsse faßt. Eine solche Gelegenheit trat jetzt für Harry Hartley ein; wer ihn genau kannte, würde sich über die Kühnheit des jungen Menschen gewundert haben. Er blieb plötzlich stehen, warf die Schachtel über die Gartenmauer, sprang mit unglaublicher Gelenkigkeit an dieser empor, packte den Rand und ließ sich auf der anderen Seite in den Garten hinunterfallen. Als er gleich darauf wieder zu sich kam, saß er in einem Rosenbeet. Seine Knie und Hände waren aufgeschunden und bluteten; denn die Gartenmauer war, um solches Hinüberklettern zu verhindern, auf ihrem oberen Rande reichlich mit Flaschenscherben gespickt. Ihm taten alle Glieder weh und er hatte ein Gefühl, wie

wenn alles vor seinen Augen schwämme. Gerade gegenüber auf der anderen Seite des Gartens, der ausgezeichnet gepflegt und voll von köstlich duftenden Blumen war, sah er die Rückseite eines Hauses. Dieses war von beträchtlicher Größe und wurde offenbar bewohnt; aber in einem seltsamen Gegensatz zu dem wohlgepflegten Garten war das Haus schlecht gehalten und sah schäbig aus. Außer dem Hause sah Harry auf allen Seiten nur die Gartenmauer.

Sein Auge erfaßte mechanisch diese Bilder, aber sein Geist war noch nicht imstande, sie miteinander zu einem Ganzen zu verbinden oder aus dem Gesehenen Schlüsse zu ziehen. Und als er Schritte auf dem Kiesweg sich nähern hörte, dachte er weder an Verteidigung, noch an Flucht, obgleich er sein Auge nach dieser Richtung wandte. Die Gestalt, die sich näherte, war ein großer, breitschultriger und sehr schmutziger Mann in Gärtnerkleidung und mit einer Gießkanne in der linken Hand. Wäre er nicht so verwirrt gewesen, so hätte er wohl bei dem Anblick dieser

Riesenglieder und der schwarzen, tief eingesunkenen Augen eine gewisse Unruhe verspürt. Aber Harry war von seinem Sturz noch so betäubt, daß er nicht einmal Furcht mehr hatte; er war zwar nicht imstande, seine Blicke von dem Gärtner abzuwenden, aber er verhielt sich vollkommen ruhig, ließ ihn herankommen, ihn an der Schulter packen und mit bärenmäßiger Kraft in die Höhe reißen und auf seine Füße stellen, ohne auch nur den geringsten Widerstand zu leisten.

Einen Augenblick starrten die beiden einander an – Harry wie gelähmt, der Mann offenbar zornig und voll von einem grimmigen Humor.

»Wer sind Sie?« fragte der Mann endlich; »wie kommen Sie dazu, über meine Mauer zu springen und mir meine Gloire-de-Dijon-Rosen zu zerdrücken? Wie heißen Sie?« schrie er, indem er ihn am Kragen packte, »und was haben Sie hier zu suchen?«

Harry vermochte kein Wort zur Erklärung hervorzubringen.

Aber gerade in diesem Augenblick liefen Pendragon und der Schlachterjunge vorüber, und der Schall ihrer Schritte und ihr heiseres Geschrei ertönten laut auf dem schmalen Wege. Der Gärtner hatte seine Antwort erhalten und sah jetzt mit einem bösen Lächeln Harry ins Gesicht.

»Ein Dieb!« rief er. »Auf mein Wort – Sie müssen recht gute Geschäfte damit machen; denn wie ich sehe, sind Sie vom Kopf bis zu den Füßen wie ein feiner Herr angezogen. Schämen Sie sich nicht, in solchen feinen Kleidern auf der Welt herumzulaufen, während anständige Leute, das darf ich wohl sagen, froh wären, wenn sie solche Sachen, wie Sie sie tragen, beim Trödler kaufen könnten? Sprich, du Hund!« fuhr der Mann fort; »du bist doch wohl nicht stumm, und ich möchte erst noch ein Wörtlein mit dir sprechen, bevor ich dich auf die Polizeiwache bringe.«

»Wirklich, mein lieber Herr,« sagte Harry,
»es ist alles bloß ein schauerhaftes
Mißverständnis; und wenn Sie mit mir zu
Sir Thomas Vandeleur am Eaton-Platz
kommen wollen, so kann ich Ihnen
versprechen, daß alles sich aufklären wird.
Der ehrlichste Mensch kann, wie ich jetzt
bemerke, in Verdacht geraten.«

»Ne, Männeken,« antwortete der Gärtner,
»ich gehe mit Ihnen nicht weiter als bis zur
Polizeiwache in der nächsten Straße. Der
Inspektor wird gewiß gerne mit Ihnen einen
kleinen Spaziergang nach dem Eaton-Platz
machen und mit Ihnen vornehmen
Bekannten eine Tasse Tee trinken. Oder
möchten Sie nicht vielleicht lieber gleich
zum Herrn Staatssekretär des Inneren
gehen? Sir Thomas Vandeleur – ha ha ha? –
Vielleicht denken Sie, ich könne einen
wirklichen feinen Herrn, wenn ich einen
sehe, nicht von einem Strolch wie Sie
unterscheiden? Einerlei, was für Kleider Sie
anhaben – Sie sind für mich wie ein offenes
Buch. Sie tragen ein Hemd, das vielleicht
soviel gekostet hat, wie mein Sonntagshut,

und der Rock da hat gewiß noch nie eine
Trödelbude gesehen; und dann Ihre Stiefel
—«

Der Mann hatte auf Harrys Füße gesehen;
plötzlich hielt er mit seiner beleidigenden
Beschreibung inne und sah einen
Augenblick scharf auf etwas, das auf dem
Boden vor seinen Füßen lag. Seine Stimme
klang merkwürdig verändert, als er sagte:

»Um Gottes willen, was bedeutet denn
dies?«

Harry folgte der Richtung seiner Blicke und
sah etwas, das ihn mit Staunen und
Entsetzen erfüllte. Bei seinem Sprung war
er auf die Pappschachtel gefallen und hatte
sie vollständig zerdrückt; ein ungeheurer
Schatz von Diamanten hatte sich aus der
Öffnung ergossen und lag jetzt auf dem
Beet, zum Teil in die Erde hineingetreten,
zum Teil funkelnd und glitzernd auf der
Oberfläche. Darunter war auch ein
herrliches Diadem, das er oft an Lady
Vandeleur bewundert hatte; ferner Ringe

und Busennadeln, Ohrgehänge und Armbänder und sogar ungefaßte Brillanten, die wie Tautropfen zwischen den Rosenbüschen lagen. Ein fürstliches Vermögen lag zwischen den beiden Männern auf dem Erdboden – ein Vermögen in der einladendsten, sichersten und dauerhaftesten Form, das man in einer Schürze davontragen konnte –, herrlich schön an und für sich und im Sonnenlicht in millionenfachen Regenbogenfarben strahlend.

»Gütiger Himmel!« rief Harry, »ich bin verloren!«

Sein Geist eilte mit der unberechenbaren Geschwindigkeit des Gedankens in die Vergangenheit zurück; er begann die Abenteuer dieses Tages zu begreifen, sie als ein Ganzes aufzufassen und zu erkennen, in was für einen unangenehmen Wirrwarr er verstrickt worden war.

Er blickte sich Hilfe suchend um; aber er war allein in dem Garten mit seinen auf der

Erde verstreuten Diamanten und seinem fürchterlichen Ausfrager; sein lauschendes Ohr vernahm weiter nichts als Blätterrauschen und das hastige Pochen seines Herzens. Es war nicht zu verwundern, daß der junge Mann plötzlich jeden Mut verlor und mit gebrochener Stimme nur seinen letzten Ausruf wiederholte:

»Ich bin verloren!«

Der Gärtner sah sich mit einem Ausdruck von Schuldbewußtsein nach allen Richtungen um; da aber an keinem von den Fenstern ein menschliches Gesicht zu sehen war, schien er wieder aufzuatmen und sagte:

»Nur den Kopf hoch, Dummkopf! das Schwerste ist ja getan. Warum konntest du nicht sofort sagen, daß hier genug für zwei wäre? Für zwei?« wiederholte er; »ja, für zweihundert! Aber kommen Sie mit! Hier können wir beobachtet werden und seien Sie vernünftig: machen Sie die Beulen aus

Ihrem Hut und bürsten Sie Ihre Kleider! In diesem lächerlichen Aufzuge wie jetzt kämen Sie auf der Straße nicht zwei Schritte weit.«

Während Harry mechanisch diese Ratschläge befolgte, ließ der Gärtner sich auf seine Knie nieder, suchte hastig die verstreuten Juwelen zusammen und legte sie wieder in die Schachtel hinein. Die Berührung dieser kostbaren Kristalle machte den herkulischen Mann erschauern; sein Gesicht war verzerrt und seine Augen funkelten vor Gier. Es war beinahe, wie wenn er eine Wollust daran fände, dieses Aufsammeln zu verlängern und wie wenn er mit den Augen jeden Diamanten streichelte, den seine Finger ergriffen. Schließlich aber war er fertig; er verbarg die Schachtel unter seiner Schürze, gab Harry einen Wink und ging ihm voraus in der Richtung auf das Haus zu.

Dicht bei der Tür begegneten sie einem jungen Mann, der offenbar dem geistlichen Stande angehörte; er war dunkelhaarig und

auffallend hübsch; in seinen Augen lag ein gemischter Ausdruck von Schwäche und Entschlossenheit, und seine Berufskleider, die er trug, waren sehr sauber gehalten. Dem Gärtner war diese Begegnung offenbar unangenehm; aber er machte eine möglichst gute Miene dazu und sagte lächelnd und zuvorkommend zu dem Geistlichen:

»Heute ist mal ein schöner Tag, Herr Rolles – ein schöner Nachmittag, wahrhaftigen Gott! Dies hier ist ein junger Freund von mir, er hatte Lust, sich mal meine Rosen anzusehen. Darum nahm ich mir die Freiheit, ihn hereinzulassen; denn ich dachte, keiner von den Mietern würde etwas dagegen haben.«

»Soweit ich in Betracht komme,« antwortete der Ehrwürdige Herr Rolles, »ist dies ganz gewiß nicht der Fall, und ich kann mir auch nicht denken, daß einer von uns etwas gegen eine solche Kleinigkeit einzuwenden hat. Der Garten ist ja Ihr Eigentum, Herr Raeburn, das dürfen wir

doch nie vergessen; und weil Sie uns erlauben, im Garten spazierenzugehen, wäre es ja geradezu unhöflich, wenn wir etwas dagegen einwenden wollten, daß Sie Ihre Freunde einlassen. Aber ich glaube, dieser Herr und ich haben uns früher schon einmal gekannt, Herr Hartley, glaube ich? Ich sehe mit Bedauern, daß Sie gestürzt sind.«

Und er streckte ihm die Hand entgegen.

Eine Art von mädchenhafter Schüchternheit und ein Wunsch, die notwendige Erklärung solange wie möglich hinauszuschieben, veranlaßten Harry, diese Aussicht auf Hilfe zurückzuweisen, sondern im Gegenteil sich zu verleugnen. Er wollte lieber von der Gnade des Gärtners abhängig sein, der ihn doch wenigstens nicht kannte, als von der Neugier und vielleicht dem Mißtrauen eines Bekannten. Darum sagte er:

»Ich fürchte, hier liegt ein Irrtum vor. Ich heiße Thomlinson und bin ein Freund von Herrn Raeburn.«

»So?« sagte Rolles. »Die Ähnlichkeit ist verblüffend.«

Raeburn, der inzwischen sozusagen auf glühenden Kohlen gelegen hatte, fühlte jetzt, daß es hohe Zeit war, diesem Gespräch ein Ende zu machen, und sagte: »Ich wünsche Ihnen einen angenehmen Spaziergang, Herr Rolles.«

Mit diesen Worten nahm er Harry an dem Arm und zog ihn mit sich in das Haus hinein, wo sie in eine Kammer gingen, die auf den Garten hinaussah. Hier ließ er vor allen Dingen den Fenstervorhang herunter; denn Herr Rolles stand immer noch mit einem ganz verblüfften, nachdenklichen Gesicht an der Stelle, wo sie ihn verlassen hatten.

Hierauf stülpte er die zerdrückte Schachtel auf den Tisch um und stand nun mit gierigen Blicken vor dem Schatz, der in seiner vollen Pracht dalag, und rieb seine Hände an seinen Schenkeln hin und her. Als Harry diese niedrigen Triebe auf dem

Gesicht des Mannes sich abmalen sah, fühlte er einen neuen Schmerz zu den vielen, die ihn bereits peinigten. Es erschien ihm unglaublich, daß er, der einen so reinen Lebenswandel geführt und jede Berührung mit unangenehmen Dingen gescheut hatte, sich im Handumdrehen in schmutzige und verbrecherische Beziehungen verwickelt sah. Er konnte seinem Gewissen keine sündige Handlung vorwerfen, und trotzdem verspürte er jetzt die Strafe der Sünde in ihrer schärfsten und grausamsten Form: Angst vor Bestrafung, Mißtrauen der Guten, Kameradschaft und Berührung mit gemeinen und brutalen Menschen. Er fühlte, daß er gerne sein Leben hingegen hätte, um aus diesem Zimmer und aus der Gesellschaft des Herrn Raeburn zu entinnen.

»So,« sagte der Gärtner, nachdem er die Juwelen in zwei ungefähr gleiche Haufen geteilt und den einen Haufen näher zu sich herangezogen hatte, »so! Alles auf der Welt muß bezahlt werden, und manches recht teuer. Nun müssen Sie wissen, Herr Hartley

– wenn das Ihr Name ist –, ich bin ein sehr gutmütiger Mensch; meine Gutmütigkeit hat mich in meinem Leben fortwährend zu Fall gebracht. Ich könnte ja, wenn ich wollte, diese ganzen hübschen Steinchen einsacken – aber ich muß mich ja wohl in Sie vernarrt haben; denn ich erkläre Ihnen, ich kann es nicht übers Herz bringen, so hart mit Ihnen umzugehen. So mache ich also – verstehen Sie, rein aus freundschaftlichem Gefühl – den Vorschlag, daß wir beide teilen; und wie ich es hier gemacht habe,« damit zeigte er auf die beiden Haufen, »scheint es mir eine gerechte und freundschaftliche Teilung zu sein. Darf ich Sie fragen, Herr Hartley, ob Sie etwas dagegen einzuwenden haben? Ich bin nicht der Mann, dem es auf eine Busennadel oder so ankommt.«

»Aber, mein bester Herr!« rief Harry; »was Sie mir da vorschreiben ist unmöglich! Die Juwelen gehören nicht mir, und ich kann etwas, das einem anderen Menschen gehört, nicht teilen; also ist es ganz gleichgültig mit wem oder in welchem Verhältnis!«

»Die Juwelen gehören nicht Ihnen? nein? und Sie können Sie mit keinem Menschen teilen? nein? Na, da muß ich sagen: das ist schade! Denn dann bin ich genötigt, Sie auf die Polizeiwache zu bringen. Auf die Polizei – bedenken Sie das! Denken Sie an die Schande für Ihre ehrenwerten Verwandten; denken Sie,« und er packte Harrys Handgelenk, »denken Sie an die Deportation nach den Kolonien und an den Tag des Jüngsten Gerichts!«

»Ich kann es nicht ändern!« jammerte Harry. »Es ist nicht meine Schuld! Sie wollen nicht mit mir nach dem Eaton-Platz gehen?«

»Nein, das will ich nicht, soviel ist sicher. Aber ich will diese Kinkerlitzchen hier mit Ihnen teilen!«

Mit diesen Worten preßte er plötzlich dem jungen Menschen das Handgelenk zusammen, daß diesem unwillkürlich ein Schrei entfuhr. Dichter Schweiß trat ihm auf die Stirn, vielleicht machten Schmerz

und Angst, daß seine Gedanken schneller arbeiteten; jedenfalls sah er in diesem Augenblick die ganze Geschichte in einem vollkommen anderen Licht. Er sah, daß ihm weiter nichts übrigblieb, als auf den Vorschlag des Schurken einzugehen und zu hoffen, daß er das Haus wieder auffinden würde. Dann konnte er unter günstigeren Umständen, und wenn er selber frei von jedem Verdacht war, den Mann zwingen, seinen Raub wieder herauszugeben.

»Ich bin einverstanden,« sagte er demgemäß.

»Ein frommes Lämmchen!« sagte der Gärtner zu ihm. »Aber ich dachte mir, daß Sie Ihren Vorteil schließlich doch einsehen würden. Diese Pappschachtel werde ich mit meinem Müll verbrennen; so ein Ding könnten neugierige Leute vielleicht wiedererkennen. Und Ihnen gebe ich den Rat: kratzen Sie Ihre Kinkerlitzchen zusammen und stecken Sie sie in die Tasche!«

Harry gehorchte ihm; Raeburn sah ihm dabei zu und nahm alle Augenblicke, wenn seine Gier durch das Funkeln eines Steines neu entzündet wurde, ein anderes Schmuckstück von dem Haufen des Sekretärs weg und legte es zu den seinigen.

Als Harry damit fertig war, gingen Sie beide nach der Haustür, die Raeburn vorsichtig öffnete, um auf die Straße hinauszusehen. Diese war offenbar frei von Passanten; denn plötzlich packte er Harry hinten am Kragen und drückte ihm das Gesicht abwärts, so daß er nichts weiter sehen konnte als den Fahrdamm und die Türstufen der Häuser. Dann stieß er ihn gewaltsam vor sich her, eine Straße hinunter und eine andere hinauf. Es dauerte vielleicht anderthalb Minuten. Harry hatte drei Straßenecken gezählt, als der brutale Kerl ihn losließ und mit den Worten: »Nun pack dich!« dem Jüngling noch einen Stoß gab wie ein wohlgeübter Boxer.

Harry schlug einen Purzelbaum; als er sich wieder aufraffte, halb gebeugt und mit

starkblutender Nase, war Raeburn vollständig verschwunden. Zum erstenmal überwältigten Wut und Schmerz den jungen Menschen so vollständig, daß er in einen Tränenstrom ausbrach und schluchzend mitten auf der Straße stehenblieb.

Nachdem er auf diese Weise seiner Aufregung etwas Luft gemacht hatte, begann er sich umzusehen und vor allen Dingen die Namen der Straßen zu lesen, an deren Kreuzung der Gärtner ihm den letzten Stoß gegeben hatte. Er befand sich in einem verkehrsstillen Teil von Westlondon, mitten unter Villen und großen Gärten; aber an einem Fenster konnte er einige Menschen bemerken, die offenbar sein Mißgeschick beobachtet hatten, und fast augenblicklich kam ein Dienstmädchen aus dem Hause herausgelaufen und bot ihm ein Glas Wasser an. Gleichzeitig kam von der anderen Seite her ein schmutziger Strolch, der sich irgendwo in der Nachbarschaft herumgetrieben hatte.

»Sie armer Mensch!« rief das Dienstmädchen; »wie roh man Sie behandelt hat! Oh, Ihre Knie bluten ja, und Ihre Kleider sind ganz zerfetzt! Kennen Sie den Menschen, der Sie so gemein mißhandelt hat?«

»Das tu ich!« rief Harry, der sich durch das Wasser etwas erfrischt fühlte; »und ich werde ihn, allen seinen Vorsichtsmaßregeln zum Trotz, ausfindig machen. Für diesen Tag soll er mir teuer zahlen, darauf können Sie sich verlassen!«

»Sie sollten lieber ins Haus kommen und sich waschen und abbürsten,« fuhr das Mädchen fort. »Haben Sie keine Angst, meine Gnädige wird nichts dagegen haben. Und sehen Sie, ich will Ihnen Ihren Hut holen. Ja, barmherzige Güte!« schrie sie plötzlich aus; »Sie haben ja Diamanten über die ganze Straße verstreut!«

So war es; die gute Hälfte von dem, was ihm nach den letzten Zugriffen des Herrn Raeburn noch geblieben war, war ihm bei

dem Purzelbaum aus den Taschen geflogen und lag wieder glitzernd auf der Erde. Er segnete sein Glück, daß das Mädchen es so schnell gesehen hatte, und dachte: Es ist doch wirklich nicht so schlimm, daß es nicht noch schlimmer sein könnte.

Und die Wiedererlangung dieser paar Diamanten schien ihm beinahe ebenso bedeutungsvoll zu sein, wie der Verlust des ganzen Restes.

Aber, o weh! als er sich bückte, um seine Schätze aufzulesen, sprang der Strolch blitzschnell herzu, warf mit einer Bewegung seiner Arme Harry und das Dienstmädchen zugleich über den Haufen, raffte eine doppelte Handvoll von den Diamanten zusammen und lief mit ungeheurer Geschwindigkeit die Straße entlang.

Sobald Harry wieder auf seinen Füßen stand, lief er mit großem Geschrei hinter dem Spitzbuben her, aber dieser war zu leichtfüßig und wahrscheinlich auch zu gut

mit der Örtlichkeit vertraut; denn schon an der nächsten Straßenecke konnte der Verfolger keine Spur mehr von dem Flüchtling sehen.

In tiefster Niedergeschlagenheit kehrte Harry an die Stelle seines Mißgeschicks zurück, wo das Dienstmädchen, das immer noch gewartet hatte, ihm sehr ehrlich seinen Hut und die übriggebliebenen Diamanten wiedergab. Harry dankte ihr von Herzen, und da ihm jetzt nicht mehr nach Sparsamkeit zumute war, ging er nach dem nächsten Droschenstand und fuhr in einem Hansom nach dem Eaton-Platz. Als er dort eintraf, schien das Haus in einer Verwirrung zu sein, wie wenn eine Katastrophe die Familie betroffen hätte. Die Dienstmoten drängten sich in der Halle zusammen und konnten, oder wollten auch vielleicht, ihre Heiterkeit nicht unterdrücken, als sie den Sekretär als Ritter von der traurigen Gestalt erblickten. Er ging so würdevoll, wie es ihm nur möglich war, an ihnen vorüber und begab sich stracks in das Boudoir.

Als er die Tür öffnete, bot ein erstaunlicher und sogar bedrohlicher Anblick sich seinen Augen dar: er sah den General und dessen Frau und unbegreiflicherweise auch Charlie Pendragon beieinander sitzen und mit Würde und Ernst ein offenbar wichtiges Thema besprechen. Harry begriff sofort, daß ihm wohl nichts anderes übrigblieb, als alles zu gestehen – denn offenbar war dem General bereits eine vollständige Beichte über den beabsichtigten Angriff auf seine Tasche abgelegt worden, sowie über das unglückliche Mißlingen des Planes, und sie hatten jetzt alle einer gemeinsamen Gefahr gegenüber gemeinsame Sache gemacht.

»Dem Himmel sei Dank!« rief Lady Vandeleur, »da ist er! Die Schachtel, Harry – die Schachtel!«

Aber Harry stand schweigend und niedergeschlagen vor Ihnen.

»Sprechen Sie doch!« rief sie. »Sprechen Sie, wo ist die Schachtel!«

Und die beiden Herren wiederholten diese Frage mit drohenden Gebärden.

Harry zog eine Handvoll Juwelen aus seiner Tasche. Er war sehr blaß und sagte:

»Dies ist alles, was davon übrig ist. Ich erkläre bei Gott im Himmel, es geschah nicht durch meine Schuld; und wenn Sie etwas Geduld haben wollen, so kann ein Teil davon sicherlich wieder zur Stelle geschafft werden, obwohl allerdings einige, wie ich fürchte, verlorengegangen sind.«

»O weh!« rief Lady Vandeleur, »alle unsere Diamanten sind fort, und ich schulde neunzigtausend Pfund Sterling für Kleider!«

»Madame,« sagte der General, »Sie hätten meinerwegen Ihren Plunder in den Rinnstein werfen können; Sie hätten fünfzigmal soviel Schulden machen können; selbst daß Sie mir das Diadem und den Ring meiner Mutter gestohlen haben, hätte ich Ihnen schließlich noch verzeihen

können. Aber Sie haben den Diamanten des Radschahs genommen – ›Auge des Lichtes‹, wie die Orientalen ihn poetisch genannt haben –, den ›Ruhm von Kaschgar‹! Sie haben mir des Radschah Diamanten genommen,« rief er, seine Hände gen Himmel streckend, »und alles, Madame, ist zwischen uns aus!«

»Glauben Sie mir, General Vandeleur,« antwortete sie, »dies war eine der angenehmsten Reden, die ich jemals aus Ihrem Munde hörte; und da wir jetzt zugrunde gerichtet sind, möchte ich diesen Glückswechsel beinahe willkommen heißen, da er mich von Ihnen befreit. Sie haben mir oft genug vorgeworfen, ich hätte Sie wegen Ihres Geldes geheiratet; lassen Sie mich Ihnen jetzt sagen, daß ich diesen Handel stets bitterlich bereut habe; und wenn Sie noch geheiratet werden könnten und einen Diamanten hätten, der größer wäre als Ihr Kopf, so würde ich sogar meiner Kammerzofe abraten, eine so unappetitliche und unglückliche Ehe einzugehen. – Sie, Herr Hartley,« fuhr sie

fort, indem sie sich zum Sekretär wandte, »Sie haben Ihre wertvollen Eigenschaften in diesem Hause zur Genüge betätigt; wir sind jetzt überzeugt worden, daß Ihnen sowohl Mannhaftigkeit wie Verstand und Selbstachtung fehlen, und ich sehe für Sie nur eine Möglichkeit, die Ihnen noch offensteht – nämlich sich sofort zu entfernen und sich, wenn möglich, niemals wieder sehen zu lassen. Ihr Gehalt können Sie als Gläubiger bei dem Bankrott meines früheren Gatten anmelden.«

Harry hatte kaum diese beleidigenden Worte begriffen, da fiel der General schon mit einer anderen Beleidigung über ihn her, indem er zu ihm sagte:

»Und mittlerweile gehen Sie mit mir zum nächsten Polizeiinspektor. Einen einfachen, harmlosen alten Soldaten können Sie vielleicht hintergehen! Aber das Auge des Gesetzes wird Ihr schmutziges Geheimnis zu lesen wissen. Wenn ich meine alten Tage in Armut verbringen muß, weil Sie im geheimen sich mit meiner Frau

verschworen hatten, so gedenke ich doch wenigstens Sie nicht ungestraft bleiben zu lassen; und Gott würde mir eine sehr große Genugtuung versagen, wenn Sie nicht von heute an bis zu Ihrer Sterbestunde Werg zupfen müssen.«

Mit diesen Worten schleppte der General Harry aus dem Zimmer heraus, die Treppe hinunter und über die Straße bis zu der Bezirkspolizei.

*

Hiermit – sagt mein arabischer Autor – endigt diese traurige Geschichte von der Pappschachtel. Für den unglücklichen Sekretär aber war sie der Beginn eines neuen und mannhafteren Lebens. Die Polizei ließ sich leicht von seiner Unschuld überzeugen; und nachdem er bei der folgenden Untersuchung nach besten Kräften geholfen hatte, wurde ihm von einem der ersten Beamten der Geheimpolizei sogar ein Kompliment wegen seines rechtschaffenen und

aufrichtigen Betragens gemacht. Mehrere Personen nahmen Anteil an einem so sehr vom Unglück verfolgten Menschen, und bald nachher erbte er von einer unverheirateten alten Tante in Worcestershire eine Summe Geldes. Im Besitze dieses Vermögens heiratete er Prudence und ging zu Schiff nach Bendipo oder, nach anderen Berichten nach Trincomali, mit seinem Schicksal außerordentlich zufrieden und unter den besten Aussichten für die Zukunft.

Die Geschichte von dem jungen Geistlichen

Der Ehrwürdige Herr Simon Rolles hatte sich in den Moralischen Wissenschaften ausgezeichnet und hatte es in dem Studium der Gottesgelahrtheit ungewöhnlich weit gebracht. Sein Aufsatz »Über die Christliche Lehre von den sozialen Verpflichtungen« verschaffte ihm bei seinem Erscheinen eine gewisse Berühmtheit an der Universität Oxford, und in geistlichen und gelehrten Kreisen war allgemein bekannt, daß der junge Rolles ein bedeutendes Werk – einen Folioband, sagte man – über die Kirchenväter plante. Diese Bestrebungen und ehrgeizigen Pläne halfen ihm jedoch nichts, um eine Lebensstellung zu gewinnen; und er bewarb sich immer noch um seine erste Pfarrstelle, als ein zufälliger Spaziergang im äußersten Westen von London, der friedliche und behagliche Anblick des Gartens, ein Verlangen nach Einsamkeit und Studium, sowie endlich die

Billigkeit der Wohnung ihn veranlaßten,
sein Heim bei Herrn Raeburn, dem Gärtner
in Stockdove Lane, aufzuschlagen.

Es war seine Gewohnheit, jeden
Nachmittag, nachdem er sieben oder acht
Stunden über St. Ambrosius oder St.
Chrisostomus gearbeitet hatte, sich eine
Weile unter den Rosenbüschen des Gartens
zu ergehen und über seine Arbeiten
nachzudenken. Dabei hatte er gewöhnlich
seine glücklichsten Einfälle für neues
Schaffen. Aber auch eine aufrichtige Freude
am Denken und an ernsten Problemen, die
der Lösung harren, sind nicht immer
genügend, den Sinn eines Philosophen vor
den kleinlichen Einflüssen der äußeren Welt
zu bewahren. Und als der junge Rolles den
Sekretär des Generals Vandeleur, mit
zerrissenen Kleidern und blutend, in der
Gesellschaft seines Hauswirts fand; als er
sah, wie beide erbleichten und seinen
Fragen auszuweichen versuchten, und vor
allen Dingen, als der junge Mann sich mit
der größten Kaltblütigkeit verleugnete, da
vergaß er sofort die Heiligen und

Kirchenväter um einer ganz gemeinen, alltäglichen Neugier willen.

»Ich kann mich nicht geirrt haben,« sagte er, »ohne allen Zweifel ist es Herr Hartley. Wie kommt der in eine solche Klemme hinein? Warum verleugnet er seinen Namen? Und was kann er mit diesem gefährlich aussehenden Kerl, meinem Hauswirt, zu tun haben?«

Während er mit solchen Gedanken beschäftigt war, erregte ein neuer sonderbarer Umstand seine Aufmerksamkeit. Das Gesicht des Herrn Raeburn erschien an einem Fenster des Erdgeschosses neben der Tür, und ein Zufall fügte es so, daß seine Augen sich mit denen des jungen Geistlichen begegneten. Der Gärtner schien darüber ärgerlich, ja sogar unruhig zu sein, und unmittelbar darauf wurde der Vorhang am Fenster mit einem scharfen Ruck heruntergezogen.

Es mag ja alles vollkommen in Ordnung sein, dachte Rolles bei sich selber; es mag

alles schön und gut sein; aber ich gestehe frei heraus: ich glaube, daß es nicht der Fall ist. Mißtrauisch, unaufrichtig, ängstlich darauf bedacht, nicht beobachtet zu werden – ich glaube wahrhaftig, die beiden haben irgendeine verbrecherische Handlung vor.

Der Geheimpolizist, der in uns allen schlummert, erwachte im Busen des Herrn Rolles, und mit schnellen, rüstigen Schritten, die von seinem gewöhnlichen Gange ganz verschieden waren, machte er eine Runde durch den Garten. Als er an die Stelle kam, wo Harry über die Mauer geklettert war, bemerkte sein Auge sofort, daß ein Rosenbusch abgebrochen und daß das Erdreich zertrampelt war. Er blickte in die Höhe und sah an den Ziegeln der Mauer verschiedene Schrammen, während an einer Flaschenscherbe ein Fetzen hing, der offenbar von einer Hose stammte. Auf diese Weise war also der junge Mann, den Herr Raeburn seinen guten Freund nannte, in den Garten gelangt! Dies war die Art, wie General Vandeleurs Sekretär einen Blumengarten bewunderte! Der junge

Geistliche pfiff leise vor sich hin; dann bückte er sich, um den Erdboden zu untersuchen. Er sah deutlich, an welcher Stelle Harrys Füße nach dem gefährlichen Sprunge die Erde berührt hatten; er erkannte den breiten Fuß Raeburns, wo der Stiefel tief in das Erdreich eingesunken war, als der Gärtner den Sekretär am Rockkragen in die Höhe gerissen hatte. Bei näherer Untersuchung glaubte er sogar Spuren zu bemerken, wie wenn tastende Finger irgend etwas, was zerstreut auf der Erde gelegen war, hastig zusammengegriffen hätten.

Auf mein Wort, dachte er bei sich selber, die Geschichte wird aber höchst interessant!

Und gerade in diesem Augenblick erblickte er etwas, was beinahe gänzlich in das Erdreich getreten war. Im Nu hatte er ein hübsches Marokkolederkästchen ausgegraben, das mit goldenen Zieraten und Spangen geschmückt war. Es war durch einen schweren Fuß in die weiche

Gartenerde gedrückt worden und auf diese Weise Herrn Raeburn bei seinem eiligen Suchen entgangen.

Rolles öffnete das Kästchen, und vor Erstaunen und Entsetzen blieb ihm beinahe der Atem stehen; denn vor ihm lag auf einer Unterlage von grünem Sammet ein Diamant von wunderbarer Größe und vom reinsten Wasser. Er war so groß wie ein Entenei, von schöner Form und ohne jeden Tadel; und als die Sonne darauf fiel, strahlte er wie ein elektrisches Licht und schien in seiner Hand von tausend innerlichen Feuern zu brennen.

Rolles verstand wenig von Edelsteinen; aber der Diamant des Radschahs war ein Wunder, das sich selber erklärte. Hätte ein Dorfkind ihn gefunden, es würde mit Geschrei in die nächste Hütte gelaufen sein, und ein Wilder würde sich anbetend vor einem so machtvollen Fetisch niedergeworfen haben.

Die Schönheit des Steines tat den Augen des jungen Geistlichen wohl; der Gedanke, daß der Wert unschätzbar sein müsse, überwältigte ihn. Er wußte, daß dieses Ding, das er in seiner Hand hielt, mehr wert war als das Einkommen eines englischen Erzbischofes für viele Jahre; daß man für das Geld seines Wertes Dome erbauen könnte, die herrlicher und stattlicher wären als die Dome in Köln und in Ely; daß der Mensch, der ihn besäße, für immer von den Folgen der Erbsünde befreit wäre und ohne jede Sorge oder Übereilung seinen eigenen Neigungen nachgehen könnte. Und als er den Stein plötzlich umdrehte, strahlte er in einem neuen unerhörten Glanze, der ihm in die innerste Seele zu dringen schien.

Entscheidende Handlungen werden oft in einem Augenblick vollzogen, und ohne daß die Vernunft eines Menschen dabei ein Wort mitspricht. So ging es jetzt dem jungen Rolles. Er sah sich hastig um, erblickte, wie Raeburn vor ihm, weiter nichts als den von der Sonne beschienenen Blumengarten, die hohen Baumwipfel und

das Haus mit seinen geschlossenen Fensterläden; und in einem Nu hatte er das Kästchen geschlossen und in seine Tasche geschoben und eilte mit den schnellen Schritten eines Schuldbewußten in sein Studierzimmer. Der Ehrwürdige Simon Rolles hatte den Diamanten des Radschahs gestohlen.

*

Schon am frühen Nachmittage erschien die Polizei, von Harry Hartley geführt. Der Baumgärtner, der vor Angst ganz außer sich war, gab bereitwillig seinen Schatz wieder heraus; und die Juwelen wurden in Gegenwart des Sekretärs aufgezeichnet. Rolles zeigte sich dabei von der größten Bereitwilligkeit; er teilte freimütig alles mit, was er wisse, und bedauerte nur, daß er weiter nichts tun könne, um den Beamten bei der Erfüllung ihrer Pflicht zu helfen.

»Ich denke jedoch,« setzte er hinzu, »daß Ihre Aufgabe wohl so ziemlich erfüllt sein wird.«

»Durchaus nicht!« antwortete der Herr von Scotland Yard. Und er erzählte den zweiten Raubanfall, dessen unmittelbares Opfer Harry gewesen war; dabei beschrieb er dem jungen Geistlichen die bedeutenderen Schmuckstücke, die noch nicht aufgefunden worden seien, und unter diesen ganz besonders den Diamanten des Radschahs.

»Der muß ja ein Vermögen wert sein,« bemerkte Rolles.

»Zehn Vermögen! Zwanzig Vermögen!« rief der Polizeibeamte.

»Je mehr der Diamant wert ist,« sagte Simon Rolles mit schlauem Vorbedacht, »desto schwieriger wird es sein, ihn zu verkaufen. Solch ein Stein hat gewissermaßen eine Physiognomie, die man nicht verstellen kann, und ich möchte meinen, man könnte ebenso leicht unsere Pauls-Kathedrale verschachern.«

»Oh, gewiß!« sagte der Beamte; »aber wenn der Dieb bloß ein bißchen Verstand hat, wird er aus dem großen Diamanten drei oder vier kleinere machen und auf diese Weise wird er immer noch ein sehr reicher Mann werden.«

»Besten Dank,« sagte der junge Geistliche; »Sie können sich gar nicht vorstellen, wie sehr mich Ihre Mitteilungen interessieren.«

Worauf der Geheimpolizist zugab, in seinem Beruf wisse man gar manche merkwürdigen Dinge. Gleich darauf empfahl er sich.

Simon Rolles ging wieder in sein Zimmer. Es kam ihm kleiner und öder als für gewöhnlich vor; die Hilfsmittel, die er für sein großes Werk brauchte, waren ihm niemals so gleichgültig gewesen, und mit einem verächtlichen Blick sah er auf seine Bücher. Er nahm verschiedene Kirchenväter herunter und sah einen Band nach dem anderen durch; aber sie enthielten nichts, was seinen Zwecken dienen konnte.

Diese alten Herren, dachte er bei sich, sind ohne Zweifel sehr tüchtige Schriftsteller, aber mir scheint, vom Leben verstehen sie gar nichts. Hier sitze ich, gelehrt genug, um ein Bischof sein zu können, und weiß ganz einfach nicht, wie ich einen gestohlenen Diamanten verwerten kann. Von einem gewöhnlichen Polizisten bekomme ich eine Anleitung, aber alle meine Foliobände nützen mir nichts, um diese praktisch zu verwerten. Ich muß sagen, ich bekomme von unserer Hochschulbildung eine sehr geringe Meinung.

Hierauf stieß er sein Büchergestell um, setzte seinen Hut auf, verließ das Haus und eilte in den Klub, dessen Mitglied er war. An einem solchen Ort, wo so viele Weltleute verkehrten, hoffte er jemanden zu finden, der das Leben kannte und ihm einen guten Ratschlag zu geben wußte.

Im Lesezimmer sah er viele Landgeistliche und einen Archidiakonus; drei Journalisten und ein Philosoph, der über höhere Metaphysik schrieb, spielten eine Partie

Kegelbillard; und im Speisesaal erblickte er nur die Alltagsgesichter der gewöhnlichen Verkehrsgäste des Klubs. Keiner von diesen, dachte Rolles, würde von gefährlichen Dingen mehr verstehen als er selber, also könnte auch wohl keiner ihm einen Fingerzeig geben, wie er ihn augenblicklich brauchte. Schließlich fand er im Rauchzimmer einen stattlichen Herrn, der mit studierter Einfachheit angezogen war; dieser rauchte eine Zigarre und las die Fortnightly Review. Sein Gesicht hatte einen eigentümlich behaglichen und frischen Ausdruck, und in seinem ganzen Gehaben lag etwas, was zu Vertrauen aufforderte und gleichzeitig Ehrerbietung heischte. Je länger der junge Geistliche dieses Gesicht beobachtete, desto fester wurde er überzeugt, daß er jemanden gefunden habe, der ihm den richtigen Rat geben könne.

»Mein Herr,« sagte er, »Sie werden entschuldigen, daß ich Sie so ohne weiteres anspreche; aber ich ziehe aus Ihrer Erscheinung den Schluß, daß Sie eine

hervorragende Stellung in der Welt
einnehmen.«

»Ich habe allerdings beträchtliche
Ansprüche auf diesen Vorzug,« antwortete
der Fremde, indem er halb überrascht, halb
belustigt seine Zeitschrift beiseite legte.

»Ich, mein Herr,« fuhr der Geistliche fort,
»bin ein Einsiedler, ein Gelehrter, ein
Geschöpf, das sich in einer Umgebung von
Tintenflaschen und alten Foliobänden
bewegt. Neuerdings hat ein gewisser Vorfall
mir klar und deutlich vor Augen gebracht,
daß eine solche Lebensweise töricht ist, und
ich wünsche nun, etwas vom wirklichen
Leben zu lernen. Unter ›Leben‹ verstehe
ich nicht Thackerays Romane, sondern die
Verbrechen und geheimen Möglichkeiten
innerhalb unserer Gesellschaft und die
Grundsätze, nach denen man sich
gegenüber außergewöhnlichen Ereignissen
mit angemessener Klugheit benimmt. Ich
bin ein geduldiger Leser; kann man so
etwas aus Büchern lernen?«

»Sie stellen mir da eine schwierige Frage,« sagte der Fremde. »Ich gestehe, daß ich von Büchern nicht viel Gebrauch mache, außer etwa auf einer Eisenbahnfahrt mir die Zeit zu vertreiben. Doch glaube ich, es gibt etliche sehr sachverständige Abhandlungen über Astronomie, Landwirtschaft und die Anfertigung künstlicher Blumen. Über die weniger in die Augen fallenden Teilgebiete des menschlichen Lebens werden Sie, fürchte ich, nichts Zuverlässiges finden. Doch warten Sie mal – haben Sie Gaboriau gelesen?«

Rolles gestand, er hätte niemals auch nur den Namen gehört.

»Gaboriau kann Ihnen vielleicht einige Begriffe vermitteln,« sagte der Fremde. »Wenigstens bringt er einen auf manche Gedanken, und da er ein Schriftsteller ist, den Fürst Bismarck gerne liest, so werden Sie im schlimmsten Falle Ihre Zeit in guter Gesellschaft verlieren.«

»Mein Herr, ich bin Ihnen für Ihre liebenswürdige Auskunft unendlich dankbar,« sagte der junge Geistliche.

»Sie haben sie mir bereits mehr als reichlich vergolten.«

»Wieso?«

»Durch die Ungewöhnlichkeit Ihrer Fragen,« antwortete der fremde Herr; dann machte er eine höfliche Handbewegung, wie wenn er um Erlaubnis bäte, und las weiter in seiner Fortnightly Review.

*

Auf seinem Heimwege kaufte Rolles ein Werk über Edelsteine und mehrere Gaboriausche Romane. In diesen letzteren las er eifrig bis spät in die Nacht; aber obgleich sie ihn zu manchem neuen Gedanken anregten, konnte er doch nirgends entdecken, was einer mit einem gestohlenen Diamanten anzufangen hätte.

Außerdem ärgerte es ihn, daß die tatsächlichen Belehrungen in allerlei romantische Erzählungen eingehüllt waren, statt einfach klar und deutlich mitgeteilt zu werden, wie man es in wissenschaftlichen Handbüchern findet. Er zog daraus den Schluß, daß der Schreiber, wenn er auch viel über diese Gegenstände nachgedacht hätte, von erzieherischen Methoden nicht das geringste verstände. Dem Charakter und den Fähigkeiten Lecoqs mußte er allerdings seine volle Bewunderung zollen.

Er war wirklich ein großer Mann, dachte Rolles bei sich. Er kannte die Welt, wie ich Paleys Beweisstellen kenne. Es gab nichts, das er nicht mit eigener Hand und unter den ungünstigsten Voraussetzungen zustande zu bringen wußte. Ja, du lieber Himmel! rief er plötzlich laut: ist dies nicht die richtige Lehre für mich? Muß ich nicht einfach selber lernen, wie man Diamanten schneidet?

Es kam ihm vor, wie wenn auf einmal alle seine Ungewißheiten beseitigt wären; es

fiel ihm ein, daß er persönlich einen Juwelier kenne, einen gewissen B. Macculloch in Edinburgh, der gern bereit sein werde, ihn auszubilden. Ein paar Monate, vielleicht sogar ein paar Jahre unangenehmer Arbeit – und er würde die nötige Geschicklichkeit besitzen, den Diamanten des Radschahs zu zerschneiden, und würde die Geschäftskniffe kennen, um die Stücke vorteilhaft zu verkaufen. War dies geschehen, so konnte er wieder zu seinem Studium zurückkehren, ein reicher, von allem Luxus des Lebens umgebener Gelehrter, von allen Menschen beneidet und hochgeachtet. Goldene Traumbilder erfüllten seinen Schlummer, und als die Morgensonne aufging, erwachte er neugestärkt und mit leichtem Herzen.

Raeburns Haus sollte an diesem selben Tage polizeilich geschlossen werden. Dadurch erhielt er einen guten Vorwand, aus London abzureisen. In fröhlicher Stimmung packte er seine Koffer, schaffte sie nach dem Bahnhof Kings Croß, wo er sie auf der Gepäckniederlage abgab, und

ging dann wieder in den Klub, um über den Nachmittag hinwegzukommen und dann zu Abend zu essen.

»Wenn Sie heute hier speisen, Rolles,« sagte ein Bekannter zu ihm, »können Sie zwei der bemerkenswertesten Männer Englands sehen: den Prinzen Florizel von Bohemia und den alten John Vandeleur.«

»Von dem Fürsten habe ich gehört,« antwortete Rolles, »und General Vandeleur habe ich sogar in Gesellschaft getroffen.«

»General Vandeleur ist ein Esel. Nein, John Vandeleur, sein Bruder, ist der größte Abenteurer, der beste Kenner von Edelsteinen und einer der schlauesten Diplomaten Europas. Haben Sie niemals von seinem Zweikampf mit dem Herzog de Val d'Orge gehört? Von den Heldentaten und Greueln, die er vollbrachte, als er der Diktator von Paraguay war. Von seiner Geschicklichkeit, mit der er Sir Samuel Levis Schmucksachen wieder zur Stelle schaffte? Nicht von seinen Diensten

während der großen indischen Rebellion – Dienste, die die Regierung sich zunutze machte, aber nicht öffentlich anzuerkennen wagte? Was nennen wir eigentlich Ruhm? Und was nennen wir Verruchtheit? John Vandeleur kann die höchsten Ansprüche auf beide erheben! Gehen Sie hinunter, Rolles, setzen Sie sich an einen Tisch in ihrer Nähe und halten Sie Ihre Ohren offen. Ich müßte mich sehr irren, wenn Sie nicht einige merkwürdige Geschichten hören würden.«

»Aber woran soll ich sie denn erkennen?« fragte der junge Geistliche.

»Woran Sie sie erkennen sollen! Na, der Prinz ist der schönste Gentleman in Europa – der einzige lebende Mensch, der wie ein König aussieht; und wenn Sie sich Odysseus im Alter von siebzig Jahren und mit einer Säbelschmarre quer über das Gesicht vorstellen können, so haben Sie John Vandeleur in eigener Person vor sich! Woran Sie sie erkennen? Wahrhaftig, Sie würden sie an einem Derby-Renntag auf

den ersten Blick aus der Menge
herausfinden.«

Rolles beeilte sich, in den Speisesaal zu gehen. Sein Freund hatte recht gehabt: es war unmöglich, die beiden von ihm genannten Herren nicht auf den ersten Blick zu erkennen. Der alte John Vandeleur war offenbar von gewaltiger Körperkraft, ein Meister in allen körperlichen Übungen. Man konnte nicht sagen, daß er die Haltung eines Fechters oder eines Seemanns oder eines Reiters hätte; aber er hatte etwas von allen dreien an sich, und man sah auf den ersten Blick, daß er in diesen Künsten geschickt sein müsse. Er hatte scharfe Züge mit einer Adlernase; der Ausdruck seines Gesichts war hochmütig und raubvogelmäßig; in seiner ganzen äußeren Erscheinung war er ein behender, heftiger, von allen Gewissensbedenken freier Mann der Tat; und sein dichtes weißes Haar sowie die tiefe Säbelnarbe, die über seine linke Schläfe und durch seine Nase lief, verliehen seinem schon an und für sich

bemerkenswerten und drohenden Kopf eine ganz besondere Note von Wildheit.

In seinem Tischgenossen, dem Prinzen von Bohemia, erkannte Rolles zu seinem Erstaunen den Herrn wieder, der ihm Gaboriaus Romane empfohlen hatte. Ohne Zweifel hatte Prinz Florizel auf John Vandeleur gewartet, als Simon ihn den vorhergehenden Abend anredete; übrigens besuchte der Prinz nur selten den Klub, dem er, wie den meisten anderen großen Klubs als Ehrenmitglied angehörte.

Die anderen Besucher des Speisesaals hatten sich bescheiden in die Ecken zurückgezogen, so daß das berühmte Paar gewissermaßen isoliert saß; der junge Geistliche ließ sich jedoch nicht durch ein Gefühl von Ehrerbietung zurückhalten, sondern ging kühn in die Mitte des Saales und setzte sich an den nächsten Tisch.

Die Unterhaltung der beiden Herren war allerdings etwas Neues für die Ohren des jungen Gelehrten. Der Exdiktator von

Paraguay gab manches außerordentliche Erlebnis in allen möglichen Teilen der Welt zum besten, und der Prinz gab dazu Erläuterungen, die für einen nachdenklichen Menschen noch wertvoller waren, als die Ereignisse selbst. So wurden zwei Formen von Lebenserfahrung miteinander zusammengestellt und dem jungen Geistlichen zur Schau geboten: der todesverachtende Mann der Tat und der geschickte Lebenskünstler; der Mann, der rücksichtslos von seinen eigenen Taten und Gefahren sprach, und der Mann, der wie ein Gott alles zu wissen und nichts gelitten zu haben schien.

Das Benehmen jedes der beiden Herren entsprach seinem Charakter. Der Diktator war brutal in Worten und Gebärden; seine Faust öffnete und ballte sich und fiel mit schwerem Schlag auf die Tischplatte; und seine Stimme war laut und polternd. Der Prinz dagegen erschien als das wahre Vorbild weltmännischer Liebenswürdigkeit und Ruhe; die geringste Bewegung, die leiseste Betonung hatte bei ihm eine

gewichtiger Bedeutung als alles Schreien und Gestikulieren seines Tischgenossen; und wenn er irgendeine persönliche Erfahrung zu schildern hatte, was natürlich häufig der Fall war, so tat er das so geschickt, daß es nicht im geringsten auffiel.

Schließlich kam das Gespräch auch auf die letzten großen Diebstähle und auf den Diamanten des Radschahs.

»Es wäre besser, wenn dieser Diamant auf dem Meeresgründe läge!« bemerkte Prinz Florizel.

»Da ich ein Vandeleur bin,« versetzte der Diktator, »so können Euer Hoheit sich wohl vorstellen, daß ich in dieser Hinsicht anderer Meinung bin.«

»Ich spreche vom Standpunkt der öffentlichen Wohlfahrt aus,« fuhr der Prinz fort. »So wertvolle Juwelen sollten ausschließlich für die Sammlung eines Fürsten oder für den Staatsschatz einer

großen Nation vorbehalten sein. Wenn man sie in den Händen gewöhnlicher Menschen läßt, so setzt man damit einen Preis auf ein Vergehen gegen das Gesetz aus; und wenn der Radschah von Kaschgar – der, wie ich höre, ein sehr aufgeklärter Fürst ist – sich an uns Europäern rächen wollte, so hätte er sich kaum etwas Wirksameres für diesen Zweck aussetzen können, als uns diesen Apfel der Zwietracht zu schicken. Einer solchen Versuchung zu widerstehen, ist keine Ehrenhaftigkeit stark genug. Ich selber, der ich manche besondere Pflichten und dafür auch manche besondere Vorrechte habe – ich selber, Herr Vandeleur, würde mit diesem berauschenden Kristall wohl kaum längere Zeit umgehen können, ohne dabei Schaden zu nehmen. Und von Ihnen, der Sie nach Beruf und Neigung ein Diamantenjäger sind, glaube ich nicht, daß es im Kalender ein Verbrechen gibt, das Sie nicht vollbringen würden – ich glaube nicht, daß Sie einen Freund in der Welt haben, den Sie nicht ohne Bedenken verraten würden. Ich weiß nicht, ob Sie Familie haben, aber wenn Sie eine haben,

so behaupte ich: Sie würden Ihre eigenen Kinder opfern! Und dies alles – wozu? Nicht etwa, um reicher zu werden, um mehr Bequemlichkeiten auf der Welt zu haben oder einer größeren Achtung bei den Menschen zu genießen, sondern ganz einfach, damit Sie ein paar Jahre lang, bis Sie sterben, sagen können: ›dieser Diamant ist mein!‹, und damit Sie ab und zu einen Geldschrank aufschließen und den Stein betrachten können, wie man sich ein Gemälde ansieht.«

»Es ist wahr,« antwortete Vandeleur; »ich bin als Jäger hinter dem meisten hergewesen, was es auf Erden gibt: von Männern und Frauen bis herab zu Moskitos; ich habe nach Korallen getaucht; ich habe Walfische und Tiger verfolgt; und ein Diamant ist die größte Beute, die es überhaupt gibt. Solch ein Diamant hat Schönheit und Wert; er allein vermag auch für die hitzigste Verfolgung zu entschädigen. In diesem Augenblick bin ich ihm auf der Spur, wie Eure Hoheit sich wohl vorstellen können. Ich habe ein

unfehlbares Auge, eine sehr große Erfahrung; ich kenne jeden wertvollen Stein in meines Bruders Sammlung, wie ein Schäfer seine Schafe kennt; und ich will des Todes sein, wenn ich nicht jeden einzelnen von diesen Edelsteinen wieder zur Stelle schaffe!«

»Sir Thomas Vandeleur wird große Ursache haben, Ihnen dafür dankbar zu sein,« sagte der Prinz.

»Das weiß ich nicht so gewiß,« antwortete der Diktator mit einem lauten Gelächter.

»Einer von den Vandeleurs wird jedenfalls dankbar sein. Thomas oder Johannes – Peter oder Paul – Apostel sind wir alle.«

»Ich habe Ihre Bemerkung nicht ganz verstanden,« sagte der Prinz, offenbar etwas peinlich berührt.

In demselben Augenblick meldete der Kellner Herrn Vandeleur, daß seine Droschke vor dem Hause warte.

Rolles warf einen Blick auf seine Uhr und sah, daß es auch für ihn Zeit war aufzubrechen; dieses Zusammentreffen machte auf ihn einen unangenehmen Eindruck, denn er wünschte von dem Diamantenjäger nichts mehr zu sehen.

*

Der junge Geistliche war durch vieles Studieren etwas nervös geworden und hatte sich daher angewöhnt, auf recht luxuriöse Art zu reisen; so hatte er auch diesmal ein Abteil im Schlafwagen belegt.

»Sie werden es sehr bequem haben,« sagte der Aufwärter; »Sie haben Ihr Abteil ganz für sich allein und an dem anderen Ende ist nur ein einziger alter Herr.«

Unmittelbar vor der Abfahrt, als bereits die Fahrkarten gezwickt wurden, bemerkte Simon Rolles seinen Mitreisenden, den mehrere Gepäckträger in sein Abteil begleiteten; gewiß gab es auf der ganzen Welt keinen Menschen, den er nicht lieber

gesehen hätte – denn sein Reisegefährte war der alte John Vandeleur, der Exdiktator.

Die Schlafwagen der Great Northern-Linie hatten drei Abteile – eins an jedem Ende für Reisende, und in der Mitte eins, das als Waschraum eingerichtet war.

Eine Schiebetür trennte die beiden Abteile auf jeder Seite des Waschraumes; da aber weder Schloß noch Riegel vorhanden war, so waren tatsächlich die beiden Abteile und der Waschraum ein Ganzes.

Nachdem Rolles dies alles untersucht hatte, war es ihm klar, daß er schutzlos war. Wenn es dem Diktator beliebte, ihm im Laufe der Nacht einen Besuch zu machen, so würde ihm nichts anderes übrigbleiben, als ihn zu empfangen; er verfügte über keine Verteidigungsmittel und war einem Angriff ausgesetzt, wie wenn er in offenem Felde gelegen hätte. Diese Lage erfüllte ihn mit einiger Sorge. Er erinnerte sich der prahlerischen Erzählungen, die sein Mitreisender am Eßtisch zum besten

gegeben hatte, und mit besonderer Unruhe seiner Bemerkungen über Moral, die schon den Prinzen offenbar angewidert hatte. Ferner erinnerte er sich gelesen zu haben, daß gewisse Menschen einen besonderen Wahrnehmungssinn für die Nähe von edlen Metallen oder Juwelen haben; man sagt, daß sie jedenfalls das Vorhandensein von Gold durch dicke Mauern hindurch und auf beträchtliche Entfernungen zu wittern vermögen. Konnte dasselbe nicht auch mit Diamanten der Fall sein? Und wenn dies der Fall war, dann war gewiß von keinem mehr anzunehmen, daß er von diesen übersinnlichen Kräften Gebrauch machen würde, als von einem Mann, der seinen Beinamen »Der Diamantenjäger« als einen besonderen Ruhmestitel ansah. Es war ihm klar, daß er von einem solchen Mann alles zu befürchten hatte, und er wartete daher sehnsüchtig auf den Anbruch des Tages.

Mittlerweile vernachlässigte er seine Vorsichtsmaßregeln: er versteckte seinen Diamanten in der innersten Tasche des Rockes, den er unter mehreren Mänteln

trug, und empfahl sich mit frommem Gebet der Vorsehung.

Der Zug sauste mit seiner gewöhnlichen Schnelligkeit dahin, und die halbe Strecke der Fahrt war bereits zurückgelegt, als endlich der Schlaf die Unruhe in der Brust des jungen Geistlichen besiegte. Eine Zeitlang widerstand er noch seiner Müdigkeit; aber diese wurde immer stärker und stärker, und kurz vor dem Bahnhof von York war er doch froh, sich auf einer der Sitzbänke ausstrecken zu können; er schloß seine Augen und fiel fast in demselben Moment in einen tiefen Schlaf. Sein letzter Gedanke galt seinem gefährlichen Nachbarn.

Als er erwachte, war es immer noch stockfinstere Nacht; die verhüllte Lampe an der Decke verbreitete nur ein ganz schwaches Licht; das Rasseln, Donnern und Schwanken des Wagens ließ ihn erkennen, daß der Zug mit unverminderter Geschwindigkeit fuhr. Von einer plötzlichen Angst befallen, fuhr er empor; entsetzliche

Träume hatten ihn gepeinigt, und es dauerte mehrere Sekunden, bis er wieder zu wachem Bewußtsein kam. Auch als er sich wieder ausgestreckt hatte, floh der Schlaf ihn. So lag er wach, das Gehirn von einer fieberhaften Aufregung erhitzt und seine Blicke unverwandt auf die Tür des Waschraums geheftet. Er zog seinen breitkrempigen Hut, das Zeichen seines geistlichen Standes, noch tiefer ins Gesicht, um selbst den schwachen Lichtschein der Lampe abzuhalten, und versuchte alle die übrigen Mittel, um schneller einzuschlafen: er zählte bis Tausend, suchte jedes Denken zu verbannen und so weiter. Aber alle diese Mittel erwiesen sich als machtlos: Rolles wurde von einem Dutzend verschiedener Angstgefühle gequält. Der alte Diktator am anderen Ende des Wagens erschien ihm in den furchtbarsten Gestalten, und wie er auch zu liegen versuchte, der Diamant in seiner Tasche verursachte ihm ein fühlbares, körperliches Unbehagen. Der Stein brannte, er war zu groß, er drückte auf seine Brust, daß ihm die Rippen schmerzten, mehrere Male fühlte er eine

blitzschnelle Versuchung, den Stein zum Fenster hinauszuerwerfen.

Während er so dalag, ereignete sich etwas Seltsames.

Die Schiebetür zum Waschraum bewegte sich ein kleines Stückchen und dann noch ein kleines Stückchen und wurde schließlich so weit zurückgeschoben, daß eine Spalte von ungefähr zwanzig Zoll entstand. Die Lampe im Waschraum hatte keinen Schirm, und in der hellen Öffnung, die infolgedessen entstanden war, konnte Rolles den Kopf des alten Vandeleur bemerken, der mit gespannter Aufmerksamkeit in sein Abteil hineinspähte. Er fühlte, wie der Blick des Diktators auf seinem eigenen Gesicht lag, und das triebmäßige Gefühl der Selbsterhaltung veranlaßte ihn, seinen Atem anzuhalten, ohne jede Bewegung seine Augen geschlossen zu lassen, um unter den Wimpern hervor seinen Besucher zu beobachten. Nach einem kurzen

Augenblick wurde der Kopf zurückgezogen und die Schiebetür wieder geschlossen.

Der Diktator war nicht in der Absicht gekommen, einen Angriff zu machen, sondern zu beobachten; es war offenbar nicht seine Absicht, einen anderen Menschen zu bedrohen, sondern er fühlte sich selber bedroht! Wenn Rolles sich vor ihm fürchtete, so hatte er allem Anschein nach ebenfalls einige Besorgnisse in bezug auf Rolles, er schien nur gekommen zu sein, um sich zu überzeugen, daß sein einziger Mitreisender schlief, und hatte sich sofort wieder zurückgezogen, nachdem er dies festgestellt hatte.

Der junge Geistliche sprang auf. An die Stelle seiner Furcht war ein tollkühner Wagemut getreten. Er überlegte sich, daß das Rasseln des Blitzzuges alle anderen Geräusche übertönte, und beschloß unbekümmert um die Folgen, den soeben erhaltenen Besuch zu erwidern.

Er zog seinen Mantel aus, der ihn in seinen Bewegungen hätte hindern können, ging in den Waschraum und blieb dort stehen, um zu horchen. Wie er erwartet hatte, war nichts anderes zu hören als das Rattern des Zuges. Er erfaßte den Knopf der anderen Schiebetür und zog sie vorsichtig um etwa sechs Zoll zur Seite. Und dann entfuhr ihm unwillkürlich ein Ausruf der Überraschung.

John Vandeleur trug eine Reisepelzmütze mit Ohrenklappen; diese, in Verbindung mit dem Donnergerassel des Zuges, verhinderten ihn vielleicht, von dem Besuch des Herrn Rolles etwas zu bemerken. Jedenfalls blickte er nicht auf, sondern fuhr in einer seltsamen Beschäftigung fort. Vor ihm stand eine offene Hutschachtel; in der einen Hand hielt er den Ärmel seines Pelzmantels, in der anderen ein langes Messer, mit welchem er soeben das Futter dieses Ärmels aufgeschlitzt hatte.

Rolles hatte davon gelesen, daß manche Menschen Gold in einem Leibgürtel trügen;

da er aber in seinem Leben nur Kricket-Gürtel gesehen hatte, so hatte er sich niemals eine richtige Vorstellung machen können, wie so eine Geldkatze aussähe. Jetzt aber erblickte er etwas noch viel Sonderbareres: John Vandeleur trug allem Anschein nach Diamanten in dem Futter seines Ärmels, denn der junge Geistliche sah einen blitzenden Brillanten nach dem anderen in die Hutschachtel fallen.

Unfähig, eine Bewegung zu machen, blieb er auf dem Fleck stehen und sah dem Diktator bei seiner eigentümlichen Beschäftigung zu. Die Diamanten waren größtenteils klein und fielen weder durch Größe noch durch Feuer auf. Plötzlich schien dem Diktator ein Hindernis zu begegnen; er mußte beide Hände zu Hilfe nehmen und beugte sich dabei vorneüber; trotzdem dauerte es eine ziemliche Zeit, bis er ein großes Brillanten-Diadem aus dem Ärmelfutter zum Vorschein bringen konnte. Dieses hielt er hoch und betrachtete es einige Sekunden, bevor er es zu den

anderen Edelsteinen in die Hutschachtel legte.

Die Tiara war für Rolles eine Erleuchtung: er erkannte in ihr sofort einen Teil des Schatzes, den der Strolch dem unglückseligen Harry Hartley geraubt hatte. Hierüber konnte kein Zweifel obwalten: sie sah genau so aus, wie der Geheimpolizist sie ihm beschrieben hatte! Da waren die Rubinsterne, da der große Smaragd in der Mitte, da die von Brillanten gebildeten Halbmonde und die birnenförmigen herabhängenden Brillanten, die das Diadem der Lady Vandeleur so besonders wertvoll machten.

Rolles fühlte sich ungeheuer erleichtert: der Diktator war in den großen Diebstahl ebenso tief verwickelt, wie er selber – keiner durfte den anderen verraten! In diesem Glücksgefühl stieß der junge Geistliche einen tiefen Seufzer aus; und da ihm in den vorhergehenden Stunden der Angst die Kehle trocken geworden war, so folgte diesem Seufzer ein Husten.

John Vandeleur blickte auf; eine wilde Leidenschaft verzerrte sein Gesicht; seine Augen waren weit aufgerissen, und in einem Erstaunen, das an Wut grenzte, klappte sein Unterkiefer herunter.

Mit einer triebmäßigen Bewegung hatte er den Mantel über die Schachtel gedeckt. Eine halbe Minute lang starrten die beiden Männer schweigend einander an. Dieser Zeitraum war nicht lang, aber er genügte dem jungen Mann. Er war einer von den Menschen, die in gefährlichen Augenblicken schnell denken können, und er beschloß, so kühn wie möglich zu handeln. Und obwohl er fühlte, daß er sein Leben aufs Spiel setzte, war er der erste, der das Schweigen brach.

»Ich bitte um Verzeihung,« sagte er.

Der Diktator zuckte zusammen, und seine Stimme war heiser, als er fragte:

»Was wollen Sie hier?«

»Ich interessiere mich ganz besonders für Diamanten,« antwortete Rolles mit vollkommener Ruhe und Selbstbeherrschung. »Zwei Kenner sollten Bekanntschaft miteinander machen. Ich habe selber eine Kleinigkeit hier, die vielleicht dazu dienen mag, die Bekanntschaft zu vermitteln.«

Mit diesen Worten zog er in aller Ruhe das Kästchen aus der Tasche, zeigte dem Diktator einen Augenblick den Diamanten, steckte ihn wieder ein und sagte:

»Er gehörte früher Ihrem Bruder.«

John Vandeleur fuhr fort, ihn mit einem beinahe schmerzlichen Erstaunen anzustarren; aber er sprach kein Wort und machte keine Bewegung.

»Ich bemerke mit Vergnügen,« begann der junge Mann wieder, »daß wir Edelsteine aus derselben Sammlung besitzen.«

Die Überraschung war zu stark für den Diktator und er sagte:

»Bitte um Verzeihung – ich beginne zu bemerken, daß ich alt werde! Ich bin tatsächlich für solche kleine Zwischenfälle nicht mehr gerüstet. Aber beruhigen Sie mich wenigstens über eins: täuschen meine Augen mich, oder sind Sie wirklich ein Pfarrer?«

»Ich bin geistlichen Standes,« antwortete Rolles.

»Nun!« rief der andere, »dann will ich, solange ich lebe, niemals wieder ein Wort gegen den Talar sagen!«

»Sie schmeicheln mir,« sagte Rolles.

»Verzeihen Sie mir,« versetzte Vandeleur, »verzeihen Sie mir, junger Herr! Sie sind kein Feigling, aber wir müssen erst noch sehen, ob Sie nicht vielleicht der allergrößte Dummkopf sind. Vielleicht,« fuhr er fort, indem er sich auf seinen Platz zurücklehnte,

»vielleicht würden Sie so freundlich sein, mir noch einiges zu sagen. Ich muß annehmen, daß Sie bei der erstaunlichen Frechheit Ihres Vorgehens einen gewissen Zweck verfolgten, und ich gestehe, daß ich neugierig bin, diesen kennenzulernen.«

»Er ist sehr einfach,« antwortete der Geistliche; »er erklärt sich durch meine große Unerfahrenheit in allen Dingen des Lebens.«

»Es wird mich freuen, wenn Sie mich davon überzeugen,« antwortete Vandeleur.

Hierauf erzählte Rolles ihm die ganze Geschichte, wie er mit dem Diamanten des Radschah in Verbindung gekommen war. Von dem Augenblick an, da er ihn in Raeburns Garten gefunden hatte, bis zu dem Augenblick, da er im »Fliegenden Schotten« London verlassen hatte. Er schilderte in kurzen Worten seine Gefühle und Gedanken während der Reise und sagte zum Schluß:

»Als ich die Tiara erkannte, da wußte ich, daß wir beide uns in der gleichen Lage der Gesellschaft gegenüber befinden, und es erfüllte mich mit Hoffnung, die Sie – davon bin ich überzeugt – nicht für unbegründet erklären werden: daß Sie nämlich gewissermaßen mein Teilhaber an den Schwierigkeiten und natürlich auch an den Vorteilen meiner Lage werden möchten. Für einen Menschen, der Ihre besonderen Kenntnisse und offenbar großen Erfahrungen besitzt, kann die Verwertung des Diamanten nur geringe Schwierigkeiten machen, während dieses für mich vorläufig ein Ding der Unmöglichkeit ist. Andererseits nahm ich an, daß ich durch das Zerschneiden des Diamanten, die ich wahrscheinlich mit ungeschickter Hand vornehmen würde, ungefähr ebensoviel verlieren würde, als ich Ihnen angemessenerweise für Ihre Beihilfe zu bezahlen hätte. Es war ein heikles Ding, dieses Thema anzuschneiden, und vielleicht habe ich dabei etwas gegen das von einem Gentleman zu erwartende Zartgefühl verstoßen. Aber ich muß Sie bitten zu

bedenken, daß für mich die Lage völlig neu war, und daß ich mit der Etikette, die in solchen Dingen üblich sein mag, völlig unbekannt war. Ich glaube, ohne mich einer Eitelkeit schuldig zu machen, ich hätte Sie in sehr korrekter Weise trauen oder taufen können; aber jeder Mensch hat seine besonderen Fähigkeiten, und ein solches Handelsgeschäft stand nicht auf der Liste meiner Talente.«

»Ich wünsche Ihnen keine Schmeicheleien zu sagen,« antwortete Vandeleur; »aber auf mein Wort: Sie haben ungewöhnliche Anlagen für ein Verbrecherleben. Sie besitzen mehr Talente, als Sie glauben; obgleich ich in verschiedenen Weltteilen eine Menge Halunken getroffen habe, sah ich noch niemals einen so frechen wie Sie. Freuen Sie sich, Herr Rolles, Sie haben endlich Ihren wahren Beruf gefunden! Über meinen Beistand können Sie nach Ihrem Belieben verfügen. Ich habe in Edinburgh nur einen einzigen Tag in einer kleinen Angelegenheit meines Bruders zu tun; sobald die abgemacht ist, fahre ich nach

Paris zurück, wo ich meinen ständigen Wohnsitz habe. Wenn Sie Lust haben, können Sie mich dorthin begleiten. Und ich glaube, ich werde Ihr kleines Geschäft zu einem befriedigenden Abschluß gebracht haben, bevor ein Monat um ist.«

*

Hiermit bricht, entgegen allen Regeln seiner Kunst, unser arabischer Autor die »Geschichte von dem jungen Geistlichen« plötzlich ab. Ich bedaure und verurteile ein solches Verfahren; aber ich muß mich an mein Original halten und verweise in bezug auf den Schluß der Abenteuer des Herrn Rolles den Leser auf die nächste Nummer der Reihe, »Die Geschichte von dem Hause mit den grünen Fensterläden«.

Die Geschichte von dem Hause mit den grünen Fensterläden

Francis Scrymgeour, ein Angestellter der »Bank von Schottland« in Edinburgh, hatte in einer Sphäre ruhigen, rechtschaffenen und häuslichen Lebens das fünfundzwanzigste Jahr erreicht. Seine Mutter starb, als er noch ein Knabe war. Aber sein Vater, ein verständiger und ehrenwerter Mann, hatte ihm eine ausgezeichnete Schulbildung zuteil werden lassen und ihn zu Hause an ein ordentliches und sparsames Leben gewöhnt.

Francis, der von Natur fügsam und ein liebevoller Sohn war, hatte sich dieser Vorteile mit Eifer bedient und sich mit Leib und Seele seiner Berufstätigkeit gewidmet.

Ein Spaziergang am Sonnabend nachmittag, ein gelegentliches Mahl mit

Familienangehörigen, und alljährlich ein vierzehntägiger Ausflug in die Hochlande oder sogar nach dem europäischen Festlande hinüber, waren seine hauptsächlichlichen Zerstreuungen. So war er bald bei seinen Vorgesetzten beliebt geworden und bezog bereits ein Gehalt von fast zweihundert Pfund jährlich, mit der Aussicht, daß er schließlich beinahe das Doppelte dieses Betrages verdienen würde.

Wenig junge Leute waren mit ihrem Leben zufriedener, wenige waren fleißiger und arbeitswilliger als Francis Scrymgeour. Wenn er abends die Zeitung gelesen hatte, spielte er manchmal seinem Vater, für dessen Tugenden er große Ehrfurcht empfand, etwas auf der Flöte vor.

Eines Tages erhielt er von einer bekannten Sachwalterfirma einen Brief mit dem Ersuchen, sie sofort behufs einer Unterredung aufzusuchen. Der Brief trug die Bezeichnung »Privatim und vertraulich« und war ihm in das Bankgebäude geschickt worden, statt in

seine Wohnung – zwei ungewöhnliche Umstände, die ihn veranlaßten, der Aufforderung mit besonderem Eifer zu folgen.

Der Seniorteilhaber der Firma, ein Herr von sehr ernstem Wesen, hieß ihn mit großer Würde willkommen, bat ihn Platz zu nehmen und erklärte ihm hierauf in der abgehackten Sprechweise eines alten Geschäftsmannes die Angelegenheit, um die es sich handle: Eine Person, deren Namen nicht genannt werden dürfe, von der der Anwalt aber alle Ursache habe, eine gute Meinung zu haben – kurz gesagt, ein Mann, der im Lande eine bedeutende Stellung einnehme –, wünsche ihm, Francis Scrymgeour, ein Jahrgeld von fünfhundert Pfund auszusetzen. Das Kapital solle von der Anwaltsfirma und zwei Vertrauensmännern, deren Namen ebenfalls nicht genannt werden dürften, verwaltet werden. Mit dieser freigebigen Schenkung seien allerdings einige Bedingungen verknüpft; er sei jedoch der Meinung, daß sein neuer Klient in diesen Bedingungen

nichts Übertriebenes oder Unehrenhaftes finden werde. Diese beiden Wörter wiederholte er mit besonderer Betonung, wie wenn er wünschte, weitere Aufklärungen über die Sache nicht zu geben.

Francis fragte, welcher Art diese Bedingungen seien.

»Die Bedingungen«, sagte der Sachwalter, »sind, wie ich bereits zweimal bemerkte, weder unehrenhaft noch übertrieben. Allerdings kann ich Ihnen gleichzeitig nicht verhehlen, daß sie sehr ungewöhnlicher Art sind. Die ganze Sache liegt überhaupt eigentlich nicht auf unserem Gebiet, und ich würde sie sicherlich nicht übernommen haben, wenn nicht der Herr, der mich damit betraute, eine so angesehene Persönlichkeit wäre – und wenn nicht, gestatten Sie mir, Herr Scrymgeour, das zu bemerken, die vielen lobenden und, wie ich nicht bezweifle, wohlverdienten Empfehlungen über Ihre Person mir eine große Teilnahme für Sie eingeflößt hätten.«

Francis bat ihn, sich etwas deutlicher in bezug auf diese Bedingungen auszusprechen, da er, wie er offen gestehen wolle, in großer Unruhe wegen dieses Punktes sei.

»Der Bedingungen sind zwei,« antwortete der Sachwalter; »nur zwei. Und die Summe beträgt, was Sie bitte beachten wollen, fünfhundert Pfund im Jahr – und zwar ohne Abzug, was ich bisher zu erwähnen vergaß –, ohne jeden Abzug.«

Und der Sachwalter machte ein feierliches Gesicht, indem er die Augenbrauen hochzog und den jungen Bankbeamten ansah.

»Die erste Bedingung«, fuhr er fort, »ist von einer überraschenden Einfachheit: Sie müssen am Nachmittag des fünfzehnten dieses Monats, also Sonntag, in Paris sein; dort werden Sie am Kassenschalter der Comédie Française eine Eintrittskarte finden, die auf Ihren Namen hinterlegt ist. Sie haben während der ganzen Vorstellung

auf dem Platz, für den die Karte lautet, sitzenzubleiben. Das ist alles.«

»Ich hätte allerdings gewiß einen Wochentag vorgezogen,« antwortete Francis. »Aber freilich – schließlich – wenn man mal auf der Reise ist –«

»Und noch dazu in Paris, mein lieber Herr,« setzte der Anwalt beschwichtigend hinzu. »Ich glaube, ich bin selber ein Mann, der es mit der Heiligung des Sabbats genau nimmt; aber unter solchen Umständen, und noch dazu in Paris, da würde ich mich nicht einen Augenblick bedenken.«

Und die beiden sahen einander an und lachten behaglich zusammen.

»Die zweite Bedingung ist von größerer Bedeutung,« fuhr der Sachwalter fort. »Sie betrifft Ihre Verheiratung. Mein Klient, der von einer tiefen Teilnahme an Ihrem Wohlergehen erfüllt ist, wünscht bei der Wahl Ihrer Gattin unbedingt den Ausschlag

zu geben. Unbedingt – verstehen Sie mich wohl!«

»Lassen Sie uns diese Bedingung etwas genauer feststellen, wenn ich bitten darf,« antwortete Francis. »Muß ich eine jede heiraten, die dieser Unsichtbare mir vorzuschlagen geruht – einerlei ob Jungfrau oder Witwe, ob weiß oder schwarz?«

»Ich wurde beauftragt. Ihnen zu versichern, daß Ihr Wohltäter grundsätzlich darauf halten würde, daß die Erwählte an Jahren und Lebensstellung zu Ihnen passe. In bezug auf die Rasse muß ich Ihnen gestehen, daß ich daran nicht gedacht habe, und daß ich deshalb unterließ, mich danach zu erkundigen; aber wenn Sie es wünschen, will ich Ihre Frage sofort vormerken und Ihnen sobald wie möglich darüber Nachricht geben.«

»Herr Anwalt,« sagte Francis, »wir müssen erst noch sehen, ob diese ganze Geschichte nicht ein höchst gemeiner Schwindel ist. Die einzelnen Umstände sind unerklärlich –

ich hätte beinahe gesagt: unglaublich. Und solange ich nicht etwas klarer sehe und einen vernünftigen Beweggrund erkennen kann, muß ich Ihnen gestehen, daß ich höchst ungerne zu dieser Sache meine Hand bieten möchte. In dieser schwierigen Lage bitte ich Sie um Ihren Rat. Ich muß erfahren, was dieser ganzen Geschichte zugrunde liegt. Wenn Sie das nicht wissen, oder nicht erraten können, oder mir nicht sagen dürfen, so nehme ich meinen Hut und gehe wieder in meine Bank.«

»Ich weiß es nicht,« antwortete der Sachwalter; »aber ich habe eine Vermutung, die wohl nicht fehlgehen dürfte: Ihr Vater, und kein anderer, ist der Veranlasser dieser dem Anschein nach ganz unnatürlichen Geschichte.«

»Mein Vater!« rief Francis mit unverhohlenem Hohn. »Der brave Mann! Ich kenne jeden Gedanken seiner Seele und jeden Schilling seines Vermögens!«

»Sie legen meine Worte nicht richtig aus,« sagte der Anwalt. »Ich meine nicht Herrn Scrymgeour senior – denn der ist nicht Ihr Vater. Als er und seine Frau nach Edinburgh kamen, waren Sie schon beinahe ein Jahr alt, aber Sie befanden sich noch keine drei Monate unter ihrer Obhut. Das Geheimnis ist gut bewahrt worden; aber was ich Ihnen sage, ist Tatsache. Ihr Vater ist unbekannt, und ich sage Ihnen nochmals, ich glaube, daß ursprünglich von ihm die Anerbietungen ausgehen, die ich beauftragt bin, Ihnen zu übermitteln.«

Es wäre unmöglich, das Erstaunen zu schildern, in das Francis Scrymgeour ob dieser unerwarteten Nachricht geriet. Er gestand dem Anwalt, daß er völlig ratlos sei, und sagte:

»Nachdem Sie mir eine so überraschende Mitteilung gemacht haben, müssen Sie mir gestatten, einige Stunden darüber nachzudenken. Sie werden heute abend erfahren, zu welchem Entschluß ich gekommen bin.«

Der Anwalt lobte seine Vorsicht. Francis ließ sich unter irgendeinem Vorwand von seiner Bank Urlaub geben, machte einen langen Spaziergang draußen vor der Stadt und überlegte sich die Sache von allen Seiten und von jedem Standpunkt aus. Ihn durchdrang ein angenehmes Gefühl seiner eigenen Wichtigkeit, und gerade deshalb überlegte er sich seinen Entschluß um so reiflicher; aber der Ausgang war von Anfang an nicht zweifelhaft. Seine ganze Natur wurde unwiderstehlich von dem Angebot der fünfhundert Pfund im Jahr angezogen, nicht weniger aber von den sonderbaren Bedingungen, an die dieses Jahrgeld geknüpft war. Er entdeckte in seinem Herzen eine unüberwindliche Abneigung gegen den Namen Scrymgeour, an dem er bisher niemals etwas auszusetzen hatte; er begann die beschränkten, unromantischen Verhältnisse seines bisherigen Lebens zu verachten; und als sein Entschluß einmal feststand, ging er mit einem neuen Gefühl von Kraft und Freiheit und überließ sich den frohesten Hoffnungen für die Zukunft.

Er sagte dem Anwalt ein einziges Wort und erhielt sofort einen Scheck für die beiden rückständigen Vierteljahre; denn das Jahresgehalt galt vom ersten Januar an. Mit diesem Scheck in der Tasche ging er nach Hause. Die Mietswohnung in der Scotland Street war in seinen Augen schäbig; seine Nüstern empörten sich zum erstenmal gegen den Geruch von Hammelbrühe, und an seinem Adoptivvater bemerkte er kleine Verstöße gegen den guten Ton, die ihn überraschten und beinahe anekelten. Er beschloß, daß schon der nächste Tag ihn auf dem Wege nach Paris sehen soll.

Lange vor dem ihm angegebenen Tage traf er in dieser Stadt ein; er nahm ein Zimmer in einem bescheidenen Gasthof, der von Engländern und Italienern besucht wurde, und bemühte sich, seine Kenntnisse in der französischen Sprache zu verbessern; zu diesem Zweck ließ er zweimal in der Woche einen Lehrer kommen, unterhielt sich möglichst oft mit Müßiggängern, die er in den Champs Elysées traf, und ging jeden Abend ins Theater. Er ergänzte seinen

Kleidervorrat durch mehrere Anzüge nach der neuesten Mode und ließ sich von einem Barbier in der nächsten Straße jeden Morgen rasieren und frisieren. Hierdurch begann er etwas ausländisch auszusehen und man merkte ihm seine schottische Vergangenheit und Herkunft nicht mehr so sehr an.

Schließlich kam der Sonabend heran und er begab sich an den Kassenschalter des Theaters in der Rue Richelieu. Kaum hatte er seinen Namen genannt, so brachte der Kassierer die Karte in einem Umschlag zum Vorschein, auf dem die Adresse offenbar unmittelbar vorher geschrieben war, und sagte zu dem jungen Bankbeamten: »Die Karte wurde gerade in diesem Augenblicke genommen.«

»Was Sie nicht sagen! Darf ich fragen, wie der Herr aussah?«

»Ihr Freund ist leicht zu beschreiben,« antwortete der Angestellte. »Er ist ein alter, kräftiger und schöner Herr mit weißen

Haaren und einer Säbelnarbe im Gesicht.
Sie müssen eine so auffallende
Persönlichkeit unbedingt sofort erkennen.«

»Ohne Zweifel,« antwortete Francis, »und
ich danke Ihnen bestens für die freundliche
Auskunft.«

»Er kann noch gar nicht weit sein,« setzte
der Kassierer hinzu; »wenn Sie sich
beeilen, können Sie ihn vielleicht noch
einholen.«

Francis ließ sich das nicht zweimal sagen;
er lief aus dem Theater heraus, stellte sich
mitten auf die Straße und sah sich nach
allen Richtungen um. Mehr als ein
weißhaariger Herr befand sich innerhalb
seines Gesichtskreises; aber obwohl er sie
alle, einen nach dem anderen überholte,
fand er doch nicht den richtigen; denn
keiner von ihnen hatte den Säbelhieb.

Beinahe eine halbe Stunde lang lief er
durch alle Straßen in der Nachbarschaft;
schließlich sah er ein, daß dieses

Herumlaufen ganz zwecklos war, und beschloß, einen längeren Spaziergang zu machen, um seine Aufregung zu meistern; denn es war dem jungen Mann doch tief zu Herzen gegangen, daß er seinem mutmaßlichen Vater so nahe gewesen war.

Der Zufall führte ihn in die Rue Drouot und von dort die Rue des Martyrs hinauf; und der Zufall bediente ihn diesmal besser, als die sorgfältigste Überlegung es hätte tun können. Denn auf dem äußeren Boulevard sah er zwei Herren, die in eifrigem Gespräch auf einer Bank saßen. Der eine war dunkelhaarig, jung und hübsch; er trug weltliche Kleider, war aber unverkennbar geistlichen Standes; der andere entsprach in jeder Einzelheit der Beschreibung, die der Theaterkassierer ihm gegeben hatte.

Francis fühlte, wie ihm das Herz klopfte; er wußte, daß er jetzt bald die Stimme seines Vaters hören würde. Er ging daher in weitem Bogen um die beiden herum und setzte sich geräuschlos hinter sie, die zu ernstlich in ihrem Gespräch vertieft waren,

um viel anderes zu bemerken. Wie Francis erwartet hatte, wurde die Unterhaltung in englischer Sprache geführt.

»Ihr Mißtrauen beginnt mich zu ärgern, Rolles,« sagte der ältere. »Ich sage Ihnen, ich tue mein Äußerstes; aber man kann nicht in einem Augenblick Millionen flüssig machen. Habe ich denn nicht Sie, der Sie mir völlig fremd waren, aus bloßem guten Willen bei mir ausgenommen? Leben Sie nicht sehr behaglich von meinen freiwilligen Gaben?«

»Von Ihren Vorschüssen, Herr Vandeleur,« berichtigte der andere.

»Meinetwegen sagen Sie Vorschüsse; und sagen Sie statt ›aus gutem Willen‹ ›aus Gewinnsucht‹, wenn Sie dieses Wort vorziehen,« antwortete Vandeleur ärgerlich. »Ich habe keine Lust an Wortklaubereien. Geschäft ist Geschäft; und Ihr Geschäft – gestatten Sie mir, Sie darauf aufmerksam zu machen – ist zu schmutzig, als daß Sie so hochnäsig zu sein brauchten. Vertrauen Sie

mir oder sagen Sie sich von mir los und suchen Sie sich irgendeinen anderen; aber verschonen Sie mich endlich einmal, um des Himmels willen, mit Ihren Jeremiaden!«

»Ich fange an, die Welt kennenzulernen,« antwortete der andere, »und ich sehe, daß Sie jeden Grund haben, mich zu betrügen, und keinen einzigen Grund, ehrlich gegen mich zu sein. Ich habe ebensowenig wie Sie ein Vergnügen an Wortklaubereien; Sie wollen den Diamanten für sich selber haben; Sie wissen, daß Sie das gar nicht leugnen können. Haben Sie nicht schon meine Unterschrift gefälscht und in meiner Abwesenheit meine Wohnung durchsucht? Ich begreife, weshalb Sie mich fortwährend verträsten: Sie liegen auf der Lauer – Sie sind ja der Diamantenjäger! Und Sie werden früher oder später durch gute oder schlechte Mittel den Stein in Ihre Hände bringen, so denken Sie. Ich sage Ihnen: das muß aufhören! Treiben Sie mich noch etwas weiter, und Sie sollen eine Überraschung erleben!«

»Es steht Ihnen gar nicht gut, mir zu drohen! Das kann ein anderer auch! Mein Bruder ist hier in Paris; die Polizei ist auf der Jagd, und wenn Sie dabei beharren, mich mit Ihren Klageliedern anzuöden, so will ich Ihnen auch eine kleine Überraschung bereiten, Herr Rolles. Aber meine Überraschung werden Sie einmal erleben, und dann wird's aus sein. Verstehen Sie mich, oder möchten Sie vielleicht lieber, daß ich es Ihnen auf hebräisch sage? Jedes Ding hat mal ein Ende, und Sie haben es dahin gebracht, daß jetzt meine Geduld zu Ende ist. Dienstag um sieben Uhr; nicht einen Tag, nicht eine Stunde früher! Nicht den kleinsten Bruchteil einer Sekunde früher – und wenn es darum ginge, Ihr Leben zu retten! Und wenn es Ihnen nicht paßt, solange zu warten, so mögen Sie meinetwegen zur Hölle fahren, wo sie am tiefsten ist – mir ist es Wurst!«

Mit diesen Worten stand der Diktator von der Bank auf und ging in der Richtung nach dem Montmartre davon, indem er mit wütendem Gesicht den Kopf schüttelte und

mit dem Spazierstock in der Luft herumfuchtelte. Sein Begleiter dagegen blieb in einer Haltung, wie wenn er ganz verzweifelt wäre, auf seiner Bank sitzen.

Francis Scrymgeour war vor Erstaunen und Entsetzen außer sich. Seine Gefühle hatten einen furchtbaren Stoß bekommen. Die hoffnungsvolle Kindesliebe, in der er sich auf die Bank gesetzt hatte, hatte sich in Abscheu und Verzweiflung verwandelt. Der alte Scrymgeour war ein viel freundlicherer und achtungswerterer Vater als dieser gefährliche und leidenschaftliche Intrigant. Aber Francis verlor seine Geistesgegenwart nicht und zögerte keinen Augenblick, der Spur des Diktators nachzugehen.

Dieser Herr lief in seiner Wut mit schnellen Schritten davon und war mit seinen zornigen Gedanken so vollständig beschäftigt, daß er sich auch nicht ein einziges Mal umsah, bis er vor seiner eigenen Tür stand.

Das Haus stand hoch oben in der Rue Lepic, von wo man eine Aussicht über ganz Paris hat und die reine Luft der Höhe atmet. Es war zwei Stockwerke hoch, mit grüngemalten hölzernen Fensterläden, und alle auf die Straße hinausgehenden Fenster waren dicht geschlossen. Baumwipfel erhoben sich über die hohe Gartenmauer, und diese selbst war durch eiserne Spitzen geschützt. Der Diktator blieb einen Augenblick stehen und suchte in der Tasche nach seinem Schlüssel; hierauf öffnete er eine Pforte in der Mauer und verschwand.

Francis sah sich um. Die Gegend war sehr einsam; das Haus lag ganz für sich allein in seinem Garten. Es sah so aus, wie wenn seine Beobachtungen hier plötzlich zu Ende wären. Ein zweiter Umblick zeigte ihm jedoch gleich nebenan ein großes Haus, dessen Giebel nach dem Garten zu lag; und in diesem Giebel befand sich ein einzelnes Fenster.

Er begab sich nach diesem Hause hin und sah einen Aushangzettel, daß unmöblierte

Zimmer monatsweise zu vermieten seien; als er sich erkundigte, stellte sich heraus, daß auch das Zimmer mit der Aussicht auf den Garten des Diktators zu vermieten war. Francis besann sich keinen Augenblick; er nahm das Zimmer, machte eine Anzahlung auf die Miete und kehrte nach seinem Gasthof zurück, um sein Gepäck zu holen.

Der alte Herr mit dem Säbelschmiß war vielleicht sein Vater, vielleicht auch nicht; er war vielleicht auf der richtigen Spur, vielleicht auch nicht. Soviel aber war gewiß: er sah sich einem sehr aufregenden Geheimnis gegenüber, und er nahm sich vor, in seiner Beobachtung keinen Augenblick zu ermüden, bis er dieses Geheimnis vollständig ergründet hätte.

Das Fenster seiner neuen Wohnung gewährte dem jungen Scrymgeour einen vollständigen Überblick über den Garten des Hauses mit den grünen Läden. Unmittelbar unter ihm beschattete ein sehr hübscher Kastanienbaum mit dichtem Laub ein paar Holztische, an denen man im

Hochsommer speisen konnte. Dichter Graswuchs bedeckte überall den Boden; nur auf der einen Seite, zwischen den Tischen und dem Hause, sah er einen Kiesweg, der von der Veranda bis zur Gartenpforte führte.

Francis spähte durch die Latten der venezianischen Fensterläden hindurch, die er nicht öffnen durfte, um nicht bemerkt zu werden; er beobachtete nur wenig, was einen Schluß auf die Gewohnheiten der Hausinsassen zuließ, und aus diesem wenigen ging nur hervor, daß es Leute waren, die sehr abgeschlossen lebten und die Einsamkeit liebten.

Der Garten erinnerte mit seiner Mauer an einen Klostergarten, das Haus sah wie ein Gefängnis aus. Die grünen Fensterläden der Außenseite waren sämtlich geschlossen; die Tür, die in die Veranda führte, ebenfalls; der Garten, soweit er ihn übersehen konnte, lag vollkommen einsam im Abendsonnenschein. Nur ein dünner Rauchfaden, der aus dem einen Schornstein

aufstieg, bekundete die Anwesenheit lebender Menschen.

Um nicht ganz untätig zu sein, und zugleich seiner Lebensweise einen gewissen äußeren Anstrich zu geben, hatte Francis eine französische Übersetzung von Euklids Lehrbuch der Geometrie gekauft. Dieses übersetzte er ins Englische und übertrug die Zeichnungen, indem er sich auf den Fußboden gegen die Wand setzte und seinen Koffer als Schreibtisch benutzte; denn er hatte weder Tisch noch Stuhl; von Zeit zu Zeit stand er auf und warf einen Blick in den Garten des Hauses mit den grünen Läden; aber die Fenster blieben nach wie vor geschlossen und der Garten leer.

Erst spät am Abend ereignete sich etwas, das seine fortgesetzte Aufmerksamkeit belohnte. Zwischen neun und zehn Uhr weckte der scharfe Klang einer Klingel ihn aus einem leichten Schlummer, in den er gesunken war; er sprang an seinen Beobachtungsposten und kam noch zur

rechten Zeit, um zu hören, wie mit großem Geräusch Schlösser geöffnet und Riegel zurückgeschoben wurden. Dann sah er Herrn Vandeleur, in einem wallenden Talar von schwarzem Sammet mit gleichem Käppchen, eine Laterne in der Hand, aus der Veranda herauskommen und gemächlich nach der Gartenpforte zu gehen. Das Klirren von Schlössern und Riegeln wiederholte sich, und einen Augenblick später sah Francis in dem hüpfenden Licht der Laterne den Diktator, wie er ein Individuum von sehr gemeinem und abstoßenden Aussehen in sein Haus führte.

Eine halbe Stunde nachher wurde der Besucher wieder bis an die Straße begleitet; Herr Vandeleur setzte seine Laterne auf einen der Gartentische und rauchte unter dem Kastanienbaum nachdenklich seine Zigarre zu Ende. Francis konnte alle seine Bewegungen genau beobachten: wie er die Asche abstreifte oder lange Züge an der Zigarre tat; er bemerkte eine Wolke auf der Stirn des alten Mannes und ein starkes

Zucken der Lippen, das auf ein
angestrenktes und wahrscheinlich
schmerzliches Nachdenken schließen ließ.

Die Zigarre war schon fast aufgeraucht, als
plötzlich die Stimme eines jungen
Mädchens aus dem Innern des Hauses ihm
zurief, es sei zehn Uhr.

»Ich komme sofort,« antwortete John
Vandeleur.

Mit diesen Worten warf er den
Zigarrenstummel weg, griff nach seiner
Lanterne und verschwand für diese Nacht in
der Veranda. Sobald die Tür geschlossen
war, lag das Haus wieder in vollständiger
Dunkelheit. So angestrengt Francis auch
hinblickte, konnte er auch nicht einmal
einen einzigen Lichtschimmer an einer
Ritze der Fensterläden bemerken; er zog
daraus den sehr verständigen Schluß, daß
die Schlafzimmer sich sämtlich auf der
anderen Seite des Hauses befänden.

In der Frühe des nächsten Morgens – denn er war schon zeitig auf den Beinen, nachdem er eine unbequeme Nacht auf dem Fußboden verbracht hatte – sah er sich veranlaßt, diesen Schluß wieder umzustoßen. Die grünen Läden wurden einer nach dem anderen aufgezogen, offenbar vermittels einer Vorrichtung, die sich im Inneren der Zimmer befand, und unter ihnen kamen eiserne Läden zum Vorschein, wie man sie für Schaufenster benutzt. Diese wurden ebenfalls in die Höhe gezogen und dann etwa eine Stunde lang die Zimmer gelüftet. Nach Ablauf dieser Zeit schloß der alte Vandeleur mit eigener Hand die eisernen Läden und ließ dann die grünen Läden wieder herunter.

Während Francis sich noch über diese Vorsichtsmaßregeln wunderte, ging die Tür auf; ein junges Mädchen trat heraus und sah sich im Garten um. Es dauerte keine zwei Minuten, bis sie wieder in das Haus ging; aber auch in diesem kurzen Augenblick sah er genug, um überzeugt zu sein, daß sie

eine ungewöhnlich reizende Erscheinung war.

Dieser Vorfall erregte nicht nur seine Neugier in hohem Maße, sondern erfüllte ihn auch mit einer freudigen Erwartung. Die beunruhigenden Manieren und die mehr als zweifelhafte Lebensweise seines Vaters bekümmerten ihn nicht mehr; von diesem Augenblick an schloß er sich mit leidenschaftlicher Liebe seiner neuen Familie an; einerlei, ob die junge Dame seine Schwester oder seine zukünftige Gattin wäre – er war auf alle Fälle überzeugt, daß sie ein Engel in Menschengestalt wäre. Diese Überzeugung war so stark, daß ihn ein plötzliches Entsetzen ergriff, als er darüber nachdachte, wie wenig er in Wirklichkeit wüßte und wie leicht es möglich wäre, daß er gar nicht den Richtigen verfolgt hätte, als er dem alten Herrn Vandeleur nachgegangen war.

Der Hausmeister, den er auszufragen suchte, konnte ihm nur wenig mitteilen; aber auch diese geringe Auskunft hatte

etwas geheimnisvolles. Der Herr im Nebenhause sei ein außerordentlich reicher Engländer, der in seinen Gewohnheiten und Neigungen ebenso exzentrisch sei. Er besitze große Sammlungen, die er in seinem eigenen Hause aufbewahre, und um diese zu sichern, habe er seine Wohnung mit den eisernen Läden, den grünen Holzläden und den eisernen Spitzen auf der Gartenmauer versehen. Er lebe sehr einsam, obgleich zuweilen sonderbare Besucher kämen, mit denen er dem Anschein nach Geschäfte mache; und in dem Hause befinde sich außer ihm und Mademoiselle kein anderer Mensch als eine alte Dienerin.

»Ist Mademoiselle seine Tochter?« fragte Francis.

»Freilich. Mademoiselle ist die Tochter des Hauses; und es ist sehr auffallend, wie sie arbeiten muß. Obgleich der Herr so reich ist, muß sie selber die Einkäufe besorgen, und Sie können sie an jedem Wochentage, mit einem Marktkorb am Arm, hier vorübergehen sehen.«

»Und die Sammlungen?«

»O mein lieber Herr! Die sind unermesslich wertvoll! Mehr kann ich Ihnen nicht sagen. Seitdem Herr de Vandeleur in das Haus eingezogen ist, hat kein Mensch aus unserem Stadtviertel die Schwelle überschritten.«

»Wenn das auch nicht der Fall ist,« bemerkte Francis, »so müssen Sie doch gewiß einigermaßen wissen, was diese berühmten Kunstsammlungen enthalten. Sind es Bilder, seidene Stoffe, Statuen, Juwelen, oder was sonst?«

»Meiner Seel!« sagte der Mann mit einem Achselzucken, »es könnten Mohrrüben sein – ich kann Ihnen das nicht sagen. Woher sollte ich das wissen? Das Haus wird, wie Sie bemerkten, gleich einer Festung bewacht.«

Als aber Francis, sehr enttäuscht, wieder aus dem Zimmer gehen wollte, rief der Hausmeister ihn zurück und sagte:

»Etwas ist mir noch eingefallen, mein Herr! Herr de Vandeleur ist in allen Weltteilen gewesen, und ich hörte mal die alte Frau behaupten, er habe viele Diamanten mitgebracht. Wenn das wahr ist, muß hinter diesen eisernen Läden ein schöne Ausstellung zu sehen sein.«

*

Am Sonntag abend saß Francis schon früh auf seinem Platz im Theater. Der Sitzplatz, der für ihn ausgewählt worden war, befand sich nur zwei oder drei Nummern von dem Gange zur Linken und einer der Parkettlogen unmittelbar gegenüber. Da der Platz besonders ausgesucht worden war, so ließen sich ohne Zweifel aus seiner Lage einige Schlüsse ziehen, und sein Instinkt sagte dem jungen Mann, daß die Loge zu seiner Rechten in irgendeiner Beziehung zu dem Drama stehe, in welchem er unwissentlich eine Rolle spiele. Diese Loge lag nämlich so, daß ihre Insassen, wenn sie Lust hatten, ihn vom Anfang bis zum Ende des Stückes bequem beobachten konnten,

während sie selber sich nur zurückzusetzen brauchten, um vor Gegenbeobachtung seinerseits gesichert zu sein. Er nahm sich vor, die Loge nicht einen Moment aus dem Auge zu lassen, und während er sich im Zuschauerraum umsah oder scheinbar die Vorgänge auf der Bühne verfolgte, sah er aus der Augenecke beständig auf die leere Loge.

Der zweite Akt näherte sich bereits seinem Ende, als die Tür der Loge geöffnet wurde, zwei Personen eintraten und sich in den dunkelsten Schatten setzten. Francis konnte kaum seine Aufregung bemeistern. Es waren Herr Vandeleur und seine Tochter. Das Blut schoß ihm mit betäubender Geschwindigkeit durch die Adern; es sauste ihm in den Ohren und schwamm ihm vor den Augen. Er durfte sich nicht umsehen, um keinen Verdacht zu erregen. Der Theaterzettel, den er immer wieder vom ersten bis zum letzten Buchstaben las, erschien seinen Augen in roter Farbe, und als er einen Blick auf die Bühne warf, sah er diese wie in unendlich weiter Ferne und

die Stimmen und Gebärden der
Schauspieler kamen ihm höchst albern und
lächerlich vor.

Von Zeit zu Zeit wagte er einen schnellen
Blick in die Richtung, die ihn vor allen
Dingen interessierte, und wenigstens
einmal war er überzeugt, daß seine Augen
denen des jungen Mädchens begegneten. Es
gab ihm einen Stoß durch den ganzen
Körper, und er sah alle sieben Farben des
Regenbogens. Was hätte er nicht darum
gegeben, wenn er hätte anhören können,
was die Vandeleurs untereinander sprachen;
was hätte er nicht darum gegeben, wenn er
soviel Mut gehabt hätte, sein Opernglas zu
nehmen und ihre Haltung und den
Ausdruck ihrer Züge zu mustern? Dort
wurde, soviel er wußte, über sein ganzes
Leben entschieden – und er durfte kein
Wort dazu sagen, konnte nicht einmal
hören, was gesprochen wurde, und mußte in
ohnmächtiger Aufregung still auf seinem
Platze sitzen und alles geschehen lassen.

Endlich war der Akt zu Ende. Der Vorhang fiel, und die Zuschauer rings um ihn herum begannen, der Pause wegen, ihre Plätze zu verlassen. Es war nur natürlich, daß er ihrem Beispiel folgte; und wenn er dies tat, war es nicht nur natürlich, sondern notwendig, daß er unmittelbar an der bewußten Loge vorüberging. Allen seinen Mut aufbietend, aber mit niedergeschlagenen Augen, näherte Francis sich der Stelle. Er kam sehr langsam vorwärts; denn sein Vordermann, ein alter Herr, ging unglaublich langsam und schnaufte fortwährend. Was sollte er tun? Sollte er im Vorbeigehen die Vandeleurs bei ihrem Namen anreden? Sollte er die Blume aus seinem Knopfloch nehmen und in die Loge werfen? Sollte er sein Antlitz erheben und einen langen, zärtlichen Blick der Dame zusenden, die entweder seine Schwester oder seine Braut war?

Während er im Widerstreit dieser Gefühle langsam vorwärtsging, sah er wie eine Vision sein früheres, friedliches Dasein als

Bankbeamter, und empfand eine gewisse Sehnsucht nach der Vergangenheit.

Mittlerweile war er bei der Loge angekommen; und obgleich er immer noch unentschlossen war, was er tun sollte, ob er überhaupt etwas tun sollte, wandte er den Kopf zur Seite und schlug die Augen auf. Kaum hatte er dies getan, so stieß er einen Ruf der Enttäuschung aus und blieb wie festgewurzelt stehen. Die Loge war leer. Während er so langsam vorwärts gekommen war, hatten Herr Vandeleur und seine Tochter die Loge verlassen.

Ein Herr hinter ihm machte ihn höflich darauf aufmerksam, daß er den Weg versperre; mechanisch ging er weiter und ließ sich in dem Gedränge widerstandslos aus dem Theater mitführen. Als er auf der Straße stand und das Gedränge aufhörte, gab die kühle Abendluft ihm sofort seine Denkkraft zurück. Er fand zu seiner Überraschung, daß er heftige Kopfschmerzen hatte und daß ihm von den beiden Akten, die er angehört hatte, kein

Wort im Gedächtnis zurückgeblieben war.
Der Aufregung, in der er sich befunden
hatte, folgte ein dringendes
Schlafbedürfnis; er rief eine Droschke an
und fuhr, vollkommen erschöpft und des
Lebens überdrüssig, nach seiner Wohnung.

Am nächsten Morgen legte er sich auf die
Lauer, um Fräulein Vandeleur auf ihrem
Gang nach dem Markt zu sehen, und als es
acht Uhr schlug, sah er sie die Gasse
hinunterkommen. Sie war einfach, ja sogar
ärmlich gekleidet; aber in der Haltung ihres
Kopfes und Körpers war etwas edles, das
auch die geringste Kleidung hätte vornehm
erscheinen lassen. Sogar ihr Marktkorb
erschien als ein Schmuck ihrer Person, so
zierlich wußte sie ihn zu tragen.

Francis trat in einen Torweg und hatte ein
Gefühl, wie wenn vor ihren Schritten die
Schatten entfliehen und heller
Sonnenschein ihr folgte; und es kam ihm
plötzlich zum Bewußtsein, daß in einem
Käfig an einem Fenster über ihm ein Vogel
sang.

Er ließ sie an sich vorübergehen, trat dann aus seinem Versteck hervor und rief von hintenher ihren Namen:

»Fräulein Vandeleur!«

Sie drehte sich um und wurde totenblaß, als sie sah, wer er war.

»Verzeihen Sie mir,« fuhr er fort; »der Himmel ist mein Zeuge, daß ich nicht die Absicht habe. Sie zu beunruhigen; und es braucht Sie in der Tat nicht zu beunruhigen, daß Sie einem Menschen gegenüberstehen, der es so gut mit Ihnen meint, wie ich. Und glauben Sie mir: ich handle mehr aus Notwendigkeit als aus freier Wahl. Wir haben manches miteinander gemein, aber ich tappe vollständig im Dunklen. Es gibt vieles, was ich tun sollte, und mir sind die Hände gebunden. Ich weiß nicht einmal, wie ich fühlen müßte, wer mein Freund und wer mein Feind ist.«

Es wurde ihr offenbar schwer, Worte zu finden; endlich sagte sie:

»Ich weiß nicht, wer Sie sind.«

»O doch, Fräulein Vandeleur! Sie wissen es! Sie wissen es besser als ich selber. Und gerade hierüber möchte ich vor allen Dingen Aufklärung erhalten. Sagen Sie mir, was Sie wissen!« flehte er. »Sagen Sie mir, wer ich bin, wer Sie sind, und wie unsere Schicksale ineinander verschlungen sind. Helfen Sie mir ein bißchen vorwärts, Fräulein Vandeleur – sagen Sie mir nur ein Wort oder zwei, um mich zu leiten, nur den Namen meines Vaters, wenn Sie wollen – und ich werde dankbar und zufrieden sein!«

»Ich will nicht den Versuch machen, Sie zu täuschen,« antwortete sie. »Ich weiß, wer Sie sind; aber es liegt nicht in meiner Macht, es Ihnen zu sagen.«

»Sagen Sie mir wenigstens, daß Sie mir meine Kühnheit verziehen haben, und ich werde so geduldig warten, wie ich kann. Wenn ich nichts wissen darf, so muß ich auf eigene Faust handeln. Das ist schmerzlich, aber ich kann viel vertragen. Nur fügen Sie

nicht zu meinen Sorgen noch den Gedanken hinzu, daß ich mir Sie zur Feindin gemacht habe!«

»Was Sie taten, war vollkommen natürlich, und ich habe Ihnen nichts zu verzeihen. Leben Sie wohl!«

»Soll dies ein ›Lebewohl‹ sein?«

»Nein. Das weiß ich selber noch nicht. Also, wenn Sie lieber wollen: leben Sie einstweilen wohl!«

Und mit diesen Worten ging sie.

*

Francis ging in großer Aufregung in seine Wohnung zurück. Seine Übersetzung des Euklid machte an diesem Vormittage sehr geringe Fortschritte. Und er hielt sich mehr am Fenster auf als an seinem improvisierten Schreibtische.

Er sah Fräulein Vandeleur nach Hause kommen und sich mit ihrem Vater

begrüßen, der auf der Veranda eine Trichinopoliszigarre rauchte. Sonst aber ereignete sich bis zur Zeit des Mittagessens nichts Bemerkenswerthes in der Nachbarschaft des Hauses mit den grünen Fensterläden. Der junge Mann stillte hastig seinen Hunger in einer benachbarten Speisewirtschaft und kehrte, von seiner unbefriedigten Neugier getrieben, sofort wieder nach dem Hause in der Rue Lepic zurück.

Ein Reitknecht führte vor der Gartenmauer ein paar gesattelte Pferde auf und ab, und Scrymgeours Hausmeister stand an den Türpfosten gelehnt, rauchte eine Pfeife und bewunderte die Livree und die beiden Pferde.

»Sehen Sie doch!« rief er dem jungen Mann zu; »was für schöne Tiere! was für eine elegante Livree! Sie gehören dem Bruder des Herrn de Vandeleur, der in diesem Augenblick drinnen auf Besuch ist. Er ist ein hoher Herr, ein General drüben in

Ihrem Lande; ohne Zweifel haben Sie seinen Namen oft gehört.«

»Ich gestehe, daß ich von einem General Vandeleur niemals etwas gehört habe. Wir haben viele Offiziere dieses Ranges, und meine Beschäftigung war bisher gänzlich unmilitärisch.«

»Es ist der General,« antwortete der Hausmeister, »dem der große Diamant gestohlen wurde. Davon müssen Sie doch wenigstens oft in den Zeitungen gelesen haben!«

Sobald Francis sich von dem Hausmeister losmachen konnte, lief er die Treppen hinauf und eilte an das Fenster. Unmittelbar unter der Lücke in dem Laube der Kastanie saßen die beiden Herren im Gespräch bei einer Zigarre. Der General, ein soldatisch aussehender Mann mit rotem Gesicht, hatte eine gewisse Familienähnlichkeit mit seinem Bruder; er ähnelte ihm in den Zügen und auch etwas, obgleich nicht viel in seiner Haltung; aber er war älter, kleiner

und sah gewöhnlicher aus; seine Ähnlichkeit war eine Art von Karikatur des starken imposanten Diktators.

Sie sprachen so leise, indem sie sich über den Tisch neigten, daß Francis nur gelegentlich ein paar Worte aufschnappen konnte. Aber das wenige, was er hörte, brachte ihn zu der Überzeugung, daß die Unterredung ihm selber und seiner zukünftigen Laufbahn galt; mehrere Male klang der Name Scrymgeour an sein Ohr, denn dieser war leicht zu unterscheiden; und noch häufiger glaubte er den Namen Francis hören zu können.

Schließlich brach der General, wie wenn er sehr ärgerlich wäre, in heftige Ausrufe aus.

»Francis Vandeleur!« rief er, mit starker Betonung des letzten Wortes. »Francis Vandeleur, sage ich dir!«

Der Diktator machte eine halb zustimmende, halb verächtliche Bewegung mit dem ganzen Oberkörper; aber seine

Antwort konnte der junge Mann nicht hören.

Er dachte bei sich selber, ob er wohl der Vandeleur sei, von dem die beiden Herren sprachen. Stritten sie sich darum, unter welchem Namen er heiraten solle? Oder war die ganze Geschichte nur ein Traum, eine Verspottung seiner eigenen eitlen Einbildung?

Nachdem das Gespräch wieder eine Zeitlang unhörbar war, schien ein neuer Streit der beiden unter dem Kastanienbaum auszubrechen, und wieder erhob der General zornig seine Stimme, so daß Francis seine Worte verstehen konnte.

»Meine Frau?« rief der General. »Mit meiner Frau bin ich für immer und ewig fertig. Ich will ihren Namen nicht hören! Ihr bloßer Name ist mir zum Ekel.« Und er fluchte laut und schlug mit der Faust auf den Tisch.

Der Diktator schien, nach seinen Gebärden zu urteilen, ihn in väterlicher Weise zu beruhigen. Kurz darauf begleitete er ihn an die Gartenpforte. Die beiden schüttelten sich recht herzlich die Hand; sobald aber die Tür sich hinter seinem Besucher geschlossen hatte, brach John Vandeleur in ein Gelächter aus, das den Ohren des Horchers am Fenster oben gehässig und sogar teuflisch erklang.

So verstrich ein ganzer Tag, und Francis Scrymgeour hatte wenig neues erfahren. Aber der junge Mann erinnerte sich, daß morgen Dienstag sei, und hoffte an diesem Tage wichtige Entdeckungen zu machen. Vielleicht ging alles gut, vielleicht ging alles schlecht. Jedenfalls würde er aber doch irgend etwas von Bedeutung erfahren, und wenn er Glück hatte, konnte er sogar hinter das Geheimnis kommen, das seinen Vater und seine Familie umgab.

Als die Stunde des Mittagessens herankam, wurden in dem Garten des Hauses mit den grünen Läden manche Vorbereitungen

getroffen. Der Tisch, den Francis durch die Lücke im Kastanienlaub zum Teil überblicken konnte, diente zum Abstellen des Geschirrs und der Speisen; auf ihm standen eine Anzahl Teller und Schüsseln und alles, was zur Zubereitung eines Salats gehört. Der andere Tisch, von dem nur ein sehr kleiner Teil zu sehen war, war für die Teilnehmer des Mahles gedeckt, und Francis konnte ein Eckchen von einem weißen Tischtuch erblicken, worauf silbernes Geschirr stand.

Simon Rolles kam pünktlich auf die Minute; er sah aus wie ein Mann, der auf seiner Hut ist, und sprach leise und mit wenigen Worten. Der Diktator dagegen schien in ungewöhnlich guter Laune zu sein; sein Lachen, das jugendlich klang und einen angenehmen Ton hatte, scholl häufig vom Garten herauf; offenbar erzählte er eine Menge komischer Geschichten und ahmte dabei die Mundarten vieler verschiedener Nationen nach, und bevor er und der junge Geistliche ihr Glas Wermuth geleert hatten, war offenbar alle Zwietracht

beigelegt, und sie plauderten miteinander wie ein paar Schulkameraden.

Endlich erschien auch Fräulein Vandeleur: sie brachte die Suppenterrine. Rolles eilte ihr entgegen, um ihr seinen Beistand anzubieten, den sie lachend ab lehnte; es wurden hierauf unter dem Trio allerlei Scherze gewechselt, die sich darauf zu beziehen schienen, daß die Bedienung auf so primitive Weise von einem der Tischgenossen selbst übernommen wurde.

»Man ist auf diese Weise behaglicher unter sich,« hörte Francis den alten Herrn Vandeleur erklären.

Im nächsten Augenblick saßen alle drei auf ihren Stühlen, und Francis konnte von dem, was weiter vorging, weder etwas sehen noch hören. Aber die Mahlzeit schien lustig zu verlaufen; unter dem Kastanienbaum wurde munter geplaudert, und Messer und Gabeln klapperten lustig. Francis, der nur ein Brötchen bei sich hatte, beneidete sie unwillkürlich um diese behagliche

Mahlzeit. Die Gesellschaft verzehrte ein Gericht nach dem anderen und zum Schluß einen leckeren Nachtsch, zu welchem der Diktator eigenhändig eine Flasche alten Weines entkorkte.

Als es dunkel zu werden begann, wurden eine Lampe auf den Tisch und zwei Kerzen auf den Nebentisch gestellt; denn der Abend war vollkommen windstill, an dem klaren Himmel funkelten die Sterne. Außerdem drangen aus Tür und Fenster der Veranda Fluten von Licht hervor, so daß der Garten hell erleuchtet war und die Blätter der Kastanie in der Dunkelheit schimmerten.

Vielleicht zum zehnten Male ging Fräulein Vandeleur in das Haus, und diesmal kam sie mit dem Kaffeegeschirr, das sie auf den Seitentisch stellte. In demselben Augenblick stand ihr Vater von seinem Stuhl auf und Francis hörte ihn sagen:

»Der Kaffee ist meine Provinz!«

Und im nächsten Augenblick sah er seinen vermeintlichen Vater im Lichte der Kerzen am Seitentisch stehen. Während er unaufhörlich über die Schulter hinweg erzählte, schenkte Herr Vandeleur zwei Tassen des braunen Lebenstrankes ein; dann goß er mit der Geschwindigkeit eines Taschenspielers den Inhalt eines winzigen Fläschchens in die kleinere der beiden Tassen. Dies wurde so schnell gemacht, daß sogar Francis, der ihm gerade ins Gesicht sah, die Bewegung kaum bemerkte, als sie auch schon vollzogen war. Im nächsten Augenblick war der alte Vandeleur immer noch lachend mit einer Tasse in jeder Hand wieder an den Eßtisch getreten.

»Bevor wir fertig sind,« sagte er, »können wir unseren berühmten Hebräer bei uns erwarten.«

Die Aufregung und Angst des jungen Bankbeamten können wir unmöglich schildern. Er sah, wie unter seinen Augen ein heimtückisches Verbrechen vor sich ging, und er fühlte sich verpflichtet,

einzuschreiten, aber er wußte nicht wie. Vielleicht konnte es sich um einen bloßen Spaß handeln, und wie würde er dann dastehen, wenn er unnötigerweise eine Warnung losließe? Oder, wenn es Ernst wäre, so war der Verbrecher vielleicht sein eigener Vater, und wie traurig wäre es doch für ihn, wenn er seinen Erzeuger ins Verderben stürzte? Zum erstenmal wurde es ihm bewußt, in welcher peinlichen Lage er selber als Spion sich befand. In einem so kritischen Augenblick und unter so widerstreitenden Gefühlen untätig warten zu müssen, war für ihn eine peinliche Qual; er klammerte sich an die Stäbe seines Fensterladens an, sein Herz schlug schnell und unregelmäßig, und er fühlte am ganzen Leibe einen starken Schweiß ausbrechen.

Mehrere Minuten vergingen.

Es kam ihm vor, wie wenn das Gespräch weniger lebhaft und laut würde; aber es ereignete sich nichts, was ihn hätte beunruhigen oder auch nur bemerkenswert erscheinen können.

Plötzlich hörte er einen Klang wie von zerbrochenem Glase und darauf einen schwachen, dumpfen Ton, wie wenn ein Mensch mit dem Kopf auf einen Tisch sänke. In demselben Augenblick erhob sich in dem Garten ein durchdringender Schrei.

»Was hast du getan?« rief Fräulein Vandeleur. »Er ist tot!«

Der Diktator antwortete im Flüsterton, aber so heftig und zischend, daß der Horcher am Fenster oben jedes Wort vernehmen konnte:

»Still! Dem Mann fehlt so wenig, wie mir selber. Fasse ihn an den Absätzen; ich trage ihn an den Schultern.«

Francis hörte, wie das Mädchen in ein leidenschaftliches Weinen ausbrach.

»Hörst du nicht, was ich sage?« begann der Diktator wieder in dem gleichen Ton.
»Oder willst du vielleicht Streit mit mir haben? Ich lasse dir die Wahl!«

Wieder entstand eine Pause; und wieder sprach dann der Diktator. »Fasse den Mann an den Füßen! Er muß ins Haus gebracht werden. Wenn ich ein bißchen jünger wäre, könnte ich mir selber gegen die ganze Welt helfen. Aber jetzt, da Gefahren mich bedrohen, da ich alt bin und meine Hände schwach geworden sind, muß ich von dir Hilfe verlangen.«

»Es ist ein Verbrechen,« antwortete das Mädchen.

»Ich bin dein Vater.«

Dieser Appell schien seine Wirkung hervorzubringen. Es folgte ein schlürfendes Geräusch auf dem Gartenkies, ein Stuhl fiel um und dann sah Francis Vater und Tochter über den Weg stolpern und in der Veranda verschwinden. Sie trugen an Knien und Schultern den leblosen Körper des jungen Geistlichen. Simon Rolles war leichenblaß und bei jedem Schritt, den die beiden machten, schwankte sein Kopf hin und her.

War er lebendig oder tot? Trotz der Erklärung des Diktators neigte Francis sich der letzteren Ansicht zu.

Ein großes Verbrechen war begangen worden; ein großes Unglück war über die Bewohner des Hauses mit den grünen Läden gekommen. Zu seiner Überraschung fand Francis, daß alles Entsetzen wegen des Mordes vor der Sorge verschwand, die er um ein Mädchen und einen alten Mann fühlte, der in der höchsten Gefahr schweben mußte.

Ein hochherziges Gefühl durchdrang seine Brust: auch er wollte seinem Vater gegen Welt und Menschheit helfen, gegen Schicksal und Gerechtigkeit! Er stieß seinen Fensterladen auf, schloß seine Augen und ließ sich mit ausgestreckten Armen in die Zweige des Kastanienbaumes fallen.

Ein Zweig nach dem anderen glitt ihm aus den Händen oder brach unter seinem Gewicht; endlich aber geriet ein starker Ast

unter seine Achselhöhle und er hing einen Augenblick in der Schwebe. Dann ließ er sich herabgleiten und fiel schwer gegen den Tisch an.

Ein lauter Ruf vom Hause her gab ihm die Kunde, daß sein Eindringen nicht unbemerkt geblieben war. Er richtete sich taumelnd auf, durchmaß in drei Sprüngen den Zwischenraum und stand vor der Verandatür.

In einem kleinen Zimmer, dessen Fußboden mit Matten bedeckt war und dessen vier Wände von Glasschränken, voll von seltenen und kostbaren Merkwürdigkeiten, eingenommen waren, stand der alte Vandeleur, über den Körper des jungen Geistlichen gebeugt. Er richtete sich auf, als Francis eintrat und machte eine blitzschnelle Bewegung mit den Händen. Sie dauerte nur den Bruchteil einer Sekunde; so schnell ein Auge sehen kann, war es getan; der junge Mann konnte seiner Sache nicht ganz gewiß sein, aber es kam ihm vor, als ob der Diktator etwas von der

Brust des Geistlichen entfernt, es mit einem kurzen Blick angesehen und sofort seiner Tochter gegeben hätte.

Dies alles war vor sich gegangen, während Francis noch mit dem einen Fuß auf der Schwelle stand. In dem nächsten Augenblick lag er vor dem alten Vandeleur auf den Knien und rief:

»Vater! laß auch mich dir helfen. Ich will alles tun, was du begehrt, und will keine Fragen stellen. Mit meinem Leben will ich dir dienen. Behandle mich als deinen Sohn, und du wirst finden, daß ich dir treu bin wie ein Sohn!«

Eine furchtbare Salve von Flüchen war die erste Antwort des Diktators; dann rief er:

»Sohn und Vater!« rief er. »Vater und Sohn? Was für eine verdammte blödsinnige Komödie ist das alles? Wie kommen Sie in meinen Garten? Was wollen Sie? Und wer sind Sie denn überhaupt, zum Teufel nochmal?«

Francis stand mit einem ganz verdutzten und verschämten Gesicht wieder auf und schwieg.

Plötzlich schien dem alten Vandeleur ein Licht aufzugehen; er lachte laut auf und sagte:

»Ach so! Es ist der Scrymgeour. Schön, Herr Scrymgeour, lassen Sie mich Ihnen in ein paar Worten sagen, wie es mit Ihnen steht. Sie sind in meiner Privatwohnung mit Gewalt eingedrungen, oder vielleicht mit List, aber jedenfalls ohne eine Aufforderung von meiner Seite; und jetzt kommen Sie in einem peinlichen Augenblick, wo ein Gast an meinem Tisch ohnmächtig geworden ist, und fallen mit Ihren Erklärungen über mich her! Sie sind kein Sohn von mir. Sie sind ein Bankert meines Bruders und eines Fischweibes, wenn Sie das wissen wollen. Ich betrachte Sie mit einer Gleichgültigkeit, die nahe an Abneigung grenzt; und aus dem, was ich von Ihrem Benehmen sehe, ziehe ich den Schluß, daß Ihr Geist genau Ihrem Körper

entspricht. Über diese Bemerkungen, die Sie vielleicht kränken mögen, empfehle ich Ihnen in Ihren Mußestunden nachzudenken; bis dahin gestatten Sie mir Sie zu ersuchen, uns von Ihrer Anwesenheit zu befreien. Wenn ich nicht beschäftigt wäre,« schloß der Diktator mit einem entsetzlichen Fluch, »gäbe ich Ihnen ganz gehörige Dresche und schmissee Sie dann hinaus!«

Francis hörte tief gedemütigt diese Worte. Er wäre geflohen, wenn ihm dies möglich gewesen wäre; aber da er nicht wußte, wie er aus dem Garten herauskommen sollte, in den er so unglücklicherweise eingedrungen war, so konnte er nichts weiter tun, als mit einem dummen Gesicht stehen zu bleiben.

Fräulein Vandeleur brach endlich das Schweigen und sagte: »Vater, du sprichst im Zorn! Herr Scrymgeour mag einen Mißgriff begangen haben, aber er meinte es gut und freundlich.«

»Ich danke dir dafür, daß du dies sagst,« erwiderte der Diktator. »Du erinnerst mich

daran, daß ich es für notwendig halte, Herrn Scrymgeour noch einige andere Mitteilungen zu machen. Mein Bruder,« fuhr er fort, indem er sich an den jungen Mann wandte, »war töricht genug. Ihnen ein Jahrgeld auszusetzen; er war töricht und eingebildet genug, um eine Heirat zwischen Ihnen und dieser jungen Dame vorzuschlagen. Sie wurden am vorletzten Abend ihr gezeigt, und es macht mir Vergnügen, Ihnen zu sagen, daß sie den Gedanken mit Abscheu von sich wies, lassen Sie mich hinzusetzen, daß ich einen bedeutenden Einfluß auf Ihren Vater ausübe, und daß es nicht meine Schuld sein wird, wenn Ihr Jahrgeld Ihnen nicht entzogen und wenn Sie nicht an das Schreibpult zurückgeschickt werden, bevor die Woche um ist.«

Der Ton, in welchem der alte Mann dieses sagte, war vermutlich noch mehr verletzend als die Worte selbst; Francis fühlte sich mit der grausamsten, unerträglichsten Verachtung mißhandelt; ihm wurde schwarz vor den Augen, er schlug die Hände vors

Gesicht und stieß zugleich einen Seufzer tiefsten Schmerzes aus. Doch abermals trat Fräulein Vandeleur für ihn in die Schanze.

»Herr Scrymgeour,« sagte sie in ruhigem und herzlichen Ton, »Sie müssen sich meines Vaters harte Ausdrücke nicht zu Herzen nehmen! Ich fühlte keinen Abscheu vor Ihnen; im Gegenteil, ich wünschte Gelegenheit zu haben. Sie besser kennen zu lernen. Was die Vorgänge des heutigen Abends anlangt, so bitte ich Sie, mir zu glauben, daß Sie mich mit Mitleid und zugleich mit Achtung Ihnen gegenüber erfüllt haben.«

Gerade in diesem Augenblick machte Rolles eine krampfhafte Armbewegung, die den jungen Francis überzeugte, daß er nur ein Schlafmittel erhalten hatte und die Wirkung des Opiums bereits abzuschütteln begann. Der alte Vandeleur beugte sich über ihn und sah ihm einen Augenblick ins Gesicht. Dann erhob er wieder den Kopf und rief:

»Nun genug! Die Sache muß einmal ein Ende haben! Und da dir sein Benehmen so gut gefällt, liebe Tochter, so nimm eine Kerze und lasse den Bankert hinaus!«

Die junge Dame beeilte sich ihm zu gehorchen; Francis aber sagte zu ihr, sobald er mit ihr im Garten allein war:

»Ich danke Ihnen! Ich danke Ihnen aus tiefster Seele! Dies war der bitterste Abend meines ganzen Lebens, aber es wird stets auch eine angenehme Erinnerung an ihn mir bleiben.«

»Ich sprach, wie ich fühlte, und wie Sie es verdienten. Es tat meinem Herzen weh, daß Sie so unfreundlich behandelt werden sollten.«

Sie hatten mittlerweile die Gartenpforte erreicht, und Fräulein Vandeleur, die die Kerze auf die Erde gesetzt hatte, war schon damit beschäftigt, die Riegel zurückzuschieben. Da sagte Francis:

»Noch ein Wort! Es ist doch nicht das letztemal – ich werde Sie wiedersehen, nicht wahr?«

»Ach!« antwortete sie. »Sie haben ja meinen Vater gehört. Was kann ich weiter tun, als gehorchen?«

»Sagen Sie mir wenigstens, daß Sie nicht mit seinen Worten einverstanden sind. Sagen Sie mir, daß Sie nicht den Wunsch haben, mich niemals wiederzusehen!«

»Diesen Wunsch habe ich in der Tat nicht. Sie scheinen mir tapfer und ehrlich zu sein.«

»Dann geben Sie mir ein Andenken!« rief Francis.

Sie zögerte einen Augenblick. Ihre Hand lag bereits am Schlüssel; denn sie hatte die verschiedenen Riegel und Eisenstangen zurückgeschoben und brauchte nur noch das Schloß zu öffnen.

»Wenn ich das tue,« sagte sie, »wollen Sie mir dann versprechen, ganz genau so zu handeln, wie ich es von Ihnen verlange?«

»Können Sie noch fragen?« antwortete Francis. »Das täte ich von Herzen gern auf Ihr bloßes Wort hin!«

Sie drehte den Schlüssel um, öffnete die Pforte und sagte:

»Gut. Sie wissen nicht, was Sie verlangen; aber gut, es sei so. Aber was Sie auch hören, was auch geschehen mag, kommen Sie nicht wieder in dieses Haus! Laufen Sie so schnell wie möglich, bis Sie in die hell beleuchteten, belebten Stadtteile kommen; und selbst da seien Sie auf der Hut! Sie sind in größerer Gefahr, als Sie glauben. Versprechen Sie mir, daß Sie sich mein Andenken nicht einmal ansehen wollen, bevor Sie in einem sicheren Ort sind!«

»Ich verspreche es Ihnen!« antwortete Francis.

Sie steckte einen Gegenstand, der lose in ein Taschentuch gewickelt war, dem jungen Mann in die Hand; gleichzeitig stieß sie ihn mit größerer Kraft, als er ihr zugetraut hatte, in die Straße hinaus und rief:

»Jetzt laufen Sie!«

Er hörte, wie die Tür hinter ihm geschlossen und wie die Riegel klirrend wieder vorgeschoben wurden.

»Auf mein Wort!« rief er noch einmal; »ich hab's ja versprochen!«

Und er rannte, so schnell er konnte, die schmale Gasse hinunter, die in die Rue Ravignan einmündet.

*

Francis Scrymgeour war noch nicht fünfzig Schritte von dem Hause mit den grünen Läden entfernt, da drang plötzlich ein Schrei durch die Stille des Abends an sein Ohr, wie wenn die Hölle losgelassen wäre.

Unwillkürlich blieb er stehen; ein anderer Vorübergehender folgte seinem Beispiel; in den nächsten Häusern sah er Menschen an die Fenster eilen; eine Feuersbrunst hätte keine größere Aufregung in diesem einsamen Stadtviertel hervorrufen können.

Und doch war es allem Anschein nach weiter nichts, als daß ein einzelner Mensch in Schmerz und Wut brüllte, wie eine Löwin, der ihre Jungen geraubt worden sind, und Francis hörte voll Überraschung und Unruhe, wie sein eigener Name unter englischen Flüchen in die Abendluft hinausgeschrien wurde.

Sein erster Gedanke war, nach dem Hause mit den grünen Läden umzukehren; dann aber fiel ihm Fräulein Vandeleurs Rat ein und er setzte seine Flucht in noch größerer Eile fort. Plötzlich schoß der Diktator, barhäuptig, laut schreiend, mit wehenden weißen Locken, wie eine Kanonenkugel an ihm vorüber und rannte die Straße hinunter.

Da bin ich gerade noch um Haaresbreite davongekommen, dachte Francis bei sich selber. Was er von mir will, und warum er so aufgeregt ist, das kann ich mir nicht vorstellen; aber offenbar ist in diesem Augenblick nicht gut Kirschen mit ihm zu essen, und ich kann nichts besseres tun, als Fräulein Vandeleurs Ratschlag zu befolgen.

Mit diesen Worten kehrte er wieder um, in der Absicht, dann die Rue Lepic selber hinunterzugehen, während sein Verfolger in der Nebenstraße weiterlaufen würde. Dies war ein unglücklicher Gedanke. Das einzig richtige wäre gewesen, sich in das nächste Kaffeehaus zu setzen und dort zu warten, bis die erste Hitze der Verfolgung vorüber gewesen wäre. Aber Francis hatte keine Erfahrung und nur geringe natürliche Anlagen für den Kleinkrieg des Menschenlebens; außerdem aber war er sich in keiner Weise bewußt, irgend etwas Böses getan zu haben, und deshalb glaubte er nicht, daß er schlimmeres zu befürchten hätte als eine unangenehme Auseinandersetzung. Und solche

unangenehme Auseinandersetzungen hatte er an diesem Abend schon zur Genüge kennen gelernt. Er konnte auch nicht annehmen, daß Fräulein Vandeleur irgend etwas ungesagt gelassen hätte. Der junge Mann hatte Schmerzen an Leib und Seele – sein Leib war voll von Beulen und Schrammen, und seine Seele war von vielen scharfen Pfeilen durchbohrt worden; denn er mußte sich gestehen, daß der alte Vandeleur eine sehr böse Junge hatte.

Die Schmerzen seiner Glieder erinnerten ihn daran, daß er nicht nur seinen Hut im Zimmer gelassen hatte, sondern daß auch seine Kleider bei dem Sprung durch die Zweige des Kastanienbaumes sehr gelitten hatten. In dem ersten Laden, auf den er traf, kaufte er einen billigen weichen Filzhut und ließ die Hauptschäden an seiner Kleidung flüchtig ausbessern. Das Andenken, das Fräulein Vandeleur ihm gegeben hatte, steckte er in die Hosentasche, ohne es aus dem Taschentuch herauszuwickeln.

Er war nur wenige Schritte von dem Kleiderladen entfernt, da verspürte er plötzlich einen Stoß. Eine Hand packte seine Kehle, ein wütiges Gesicht befand sich dicht vor seinen Augen, und ein offener Mund brüllte Flüche in sein Ohr. Der Diktator war die andere Straße zurückgelaufen, als er von seiner Beute keine Spur gefunden hatte. Francis war ein kräftiger junger Mann, aber mit seinem Gegner konnte er es weder an Kraft noch an Geschicklichkeit aufnehmen; und nachdem er einen Augenblick vergeblich Widerstand zu leisten versucht hatte, ergab er sich vollständig dem Stärkeren und sagte:

»Was wollen Sie von mir?«

»Darüber wollen wir zu Hause sprechen!«
antwortete der Diktator mit einem grimmigen Lachen.

Und er schob den jungen Mann die Straße hinauf vor sich her in der Richtung nach dem Hause mit den grünen Läden.

Francis versuchte allerdings nicht mehr, durch Gewalt etwas zu erreichen, aber er wartete lieber auf eine Gelegenheit, durch einen kühnen Schritt wieder zur Freiheit zu gelangen. Mit einem plötzlichen Ruck ließ er den Kragen seines Rockes in den Händen des alten Vandeleur und lief wieder, so schnell er nur konnte, in der Richtung auf die Boulevards zu.

Das Blättlein hatte sich jetzt gewandt. Wenn auch der Diktator stärker war, so war dafür Francis, der in der Blüte seiner Jugend stand, bei weitem der schnellere, und bald hatte er seinen Verfolger weit hinter sich gelassen und war im Menschengewühl verschwunden. Für den Augenblick fühlte er sich befreit, aber ein Gefühl der Unruhe und der Verwunderung wurde immer stärker in ihm; so ging er mit schnellen Schritten, bis er auf den von elektrischen Lampen taghell beleuchteten Opernplatz kam.

Jetzt würde Fräulein Vandeleur ja wohl mit mir zufrieden sein, dachte er bei sich selber.

Er ging nach rechts hinunter die Boulevards entlang, trat in das Café Américain ein und bestellte ein Glas Bier. Die Stunde war für die meisten Besucher dieses Kaffeehauses entweder zu spät oder zu früh. Daher saßen nur zwei oder drei Herren und keine einzige Dame an verschiedenen Tischen des Saales; Francis war jedoch zu sehr mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt, um ihre Anwesenheit überhaupt zu bemerken.

Er zog das Tüchlein aus seiner Tasche hervor. Der eingewickelte Gegenstand erwies sich als ein Lederkästchen mit goldenen Zieraten und Schließen. Ein Druck auf eine Feder öffnete es, und den Blicken des entsetzten jungen Mannes zeigte sich ein Diamant von ungeheurerlicher Größe und unglaublichem Glanze.

Daß er diesen Edelstein in der Hand hielt, war so unerklärlich, und der Wert des Steines war offenbar so riesig, daß Francis keine Bewegung machen und keinen Gedanken fassen konnte, sondern immer

nur auf den Diamanten starrte, wie wenn er plötzlich den Verstand verloren hätte.

Eine Hand legte sich leicht, aber fest auf seine Schulter, und eine ruhige Stimme, aus der jedoch die Gewohnheit des Befehlens klang, flüsterte ihm ins Ohr:

»Schließen Sie das Kästchen und halten Sie Ihr Gesicht in der Gewalt!«

Er sah auf und erblickte einen noch jungen Mann von höflichem und ruhigem Wesen und in einfacher, aber kostbarer Kleidung. Diese Person war von einem der Nachbartische aufgestanden, hatte sein Glas mitgebracht und setzte sich jetzt auf einen Stuhl neben Francis.

»Schließen Sie das Kästchen,« wiederholte der Fremde, »und stecken Sie es ruhig wieder in Ihre Tasche, in die es, wie ich überzeugt bin, niemals hineingehörte. Versuchen Sie bitte, nicht ein so verblüfftes Gesicht zu machen, sondern tun Sie, wie wenn ich ein Bekannter von Ihnen wäre,

den Sie zufällig getroffen hätten. So! stoßen Sie man mit mir an. So geht es schon besser. Ich fürchte, mein Herr, Sie sind nur ein Dilettant in Ihrem Geschäft.«

Diese letzten Worte sprach der Fremde mit einem eigentümlich bedeutungsvollem Lächeln, indem er sich auf seinem Stuhl zurücklehnte, worauf er einen tiefen Zug aus seiner Zigarre tat.

»Um Gotteswillen,« sagte Francis, »sagen Sie mir, wer Sie sind, und was das bedeutet? Ich weiß wirklich selber nicht, weshalb ich Ihre sehr sonderbaren Befehle befolge; aber ich bin heute Abend bereits in so viele überraschende Abenteuer geraten, und alle Menschen, mit denen ich zu tun habe, benehmen sich so sonderbar, daß ich wahrhaftig glaube, entweder bin ich verrückt geworden oder ich bin plötzlich auf einen anderen Planeten geraten. Ihr Gesicht flößt mir Vertrauen ein; Sie scheinen klug, gütig und erfahren zu sein. Sagen Sie mir, um des Himmels willen,

warum Sie mich auf eine so sonderbare Art anreden!«

»Alles zu seiner Zeit!« antwortete der Fremde; »aber erst komme ich daran: Sie müssen mir erst erzählen, wie der Diamant des Radschahs in Ihren Besitz gekommen ist.«

»Der Diamant des Radschah!« wiederholte Francis.

»Ich würde an Ihrer Stelle nicht so laut sprechen. Aber soviel ist ganz gewiß: Sie haben den Diamanten des Radschahs in Ihrer Tasche. Ich habe ihn in Sir Thomas Vandeleurs Sammlung Dutzende von Malen gesehen und in der Hand gehabt.«

»Sir Thomas Vandeleur! Der General! Mein Vater!« rief Francis.

»Ihr Vater?« wiederholte der Fremde. »Es war mir nicht bekannt, daß der General Nachkommenschaft hätte.«

»Ich bin ein illegitimer Sohn, mein Herr,«
antwortete Francis errötend.

Der andere machte eine würdevolle
Verbeugung. Es war eine respektvolle
Verbeugung, wie wenn jemand
seinesgleichen stillschweigend um
Vergebung bäte; und Francis fühlte sich
erleichtert und getröstet – warum, das
wußte er selber nicht. Die Gesellschaft
dieses Herrn tat ihm wohl; er hatte das
Gefühl, festen Boden zu berühren; ein
starkes Gefühl von Ehrfurcht stieg in ihm
auf, und unwillkürlich nahm er seinen
Filzhut ab, wie wenn er sich in Gegenwart
eines Vorgesetzten befände.

»Wie ich bemerke,« sagte der Fremde, »ist
es bei Ihren Abenteuern nicht immer ganz
friedlich hergegangen. Ihr Rockkragen ist
zerrissen, Ihr Gesicht ist verkratzt. Sie
haben eine Schramme an der Schläfe.
Vielleicht werden Sie meine Neugier
verzeihen, wenn ich Sie bitte, mir zu
erklären, wie Sie zu diesen Verletzungen
kamen, und wie es sich gefügt hat, daß Sie

gestohlenes Gut von ungeheurem Werte in Ihrer Tasche haben.«

»Ich muß Ihnen widersprechen!«
antwortete Francis aufgeregt. »Ich besitze kein gestohlenes Gut. Und wenn Ihre Worte sich auf den Diamanten beziehen – dieser wurde mir vor noch nicht einer Stunde von Fräulein Vandeleur in der Rue Lepic gegeben.«

»Von Fräulein Vandeleur in der Rue Lepic! Ihre Worte interessieren mich mehr, als Sie glauben. Bitte fahren Sie fort.«

»Himmel!« rief Francis.

Sein Gedächtnis hatte einen plötzlichen Sprung gemacht. Er hatte gesehen, wie der alte Vandeleur seinem ohnmächtigen Gast einen Gegenstand von der Brust wegnahm; und dieser Gegenstand – davon war er fest überzeugt – war ein Lederkästchen gewesen.

»Ihnen geht ein Licht auf?« fragte der Fremde.

»Hören Sie! Ich weiß nicht, wer Sie sind; aber ich glaube, Sie verdienen mein Vertrauen und können mir helfen. Ich befinde mich in einer merkwürdigen Lage. Ich weiß nicht, was ich tun soll: ich habe Rat und Hilfe nötig, und da Sie mich auffordern, so will Ihnen alles erzählen.«

Und er berichtete in aller Kürze seine sämtlichen Erlebnisse von dem Augenblick an, als der Sachwalter ihn zu sich bestellt hatte.

»Da haben Sie allerdings eine merkwürdige Geschichte erlebt,« sagte der Fremde, als der junge Mann mit seiner Erzählung fertig war, »und Ihre Lage ist schwierig und gefahrvoll. Mancher würde Ihnen wohl raten, Ihren Vater aufzusuchen und diesem den Diamanten zu geben; aber ich bin anderer Meinung.«

Er schweig einen Augenblick und rief dann:

»Kellner!«

Der Kellner trat heran, und der Fremde sagte:

»Wollen Sie den Geschäftsführer bitten, mal einen Augenblick mit mir zu sprechen.«

Wieder bemerkte Francis an seinem Ton und Gehaben, daß er offenbar gewöhnt war, zu befehlen.

Der Kellner entfernte sich und kam gleich darauf mit dem Geschäftsführer wieder, der eine ehrfurchtsvolle Verbeugung machte und dienstbeflissen sagte:

»Womit kann ich Ihnen dienen?«

»Haben Sie die Güte,« antwortete der Fremde, indem er auf Francis zeigte, »diesem Herrn meinen Namen zu sagen.«

»Sie haben die Ehre, mein Herr,« sagte der Geschäftsführer zum jungen Scrymgeour, »an demselben Tische mit Seiner Hoheit,

dem Prinzen Florizel von Bohemia zu sitzen.«

Francis sprang bestürzt auf und machte dem Prinzen eine tiefe Verbeugung.

Florizel bat ihn, sich wieder zu setzen und sagte dann zum Geschäftsführer:

»Ich danke Ihnen. Es tut mir leid, Sie wegen einer solchen Kleinigkeit bemüht zu haben.«

Und er entließ ihn mit einer Handbewegung. Sodann wandte der Prinz sich zu Francis und sagte:

»Und jetzt geben Sie mir den Diamanten!« Ohne ein Wort zu sagen, reichte der junge Bankbeamte ihm das Kästchen.

»Sie haben recht getan,« sagte Florizel. »Ihr Gefühl hat Ihnen den rechten Weg gezeigt. Und Sie werden für die unangenehmen Ereignisse dieser Nacht noch einmal dankbar sein. Ein Mensch kann in tausend

Verlegenheiten geraten, Herr Scrymgeour; aber wenn sein Herz aufrichtig und seine Vernunft klar ist, dann wird er sie alle ohne Schande bestehen. Seien Sie ohne Sorge; ich habe jetzt Ihre Sache in meine Hand genommen und bin mit des Himmels Hilfe stark genug, sie zu einem guten Ende zu führen. Begleiten Sie mich bitte zu meinem Wagen.«

Mit diesen Worten stand der Prinz auf und legte ein Goldstück für den Kellner auf den Tisch. Dann führte er den jungen Mann aus dem Kaffeehause und den Boulevard entlang bis an eine Stelle, wo ein einfacher Brougham mit zwei Dienern ohne Livree auf ihn wartete.

»Dieser Wagen«, sagte der Prinz, »steht zu Ihrer Verfügung; besorgen Sie so schnell wie möglich Ihr Gepäck; meine Diener werden Sie nach einer Villa in der Nähe von Paris fahren, wo Sie einigermaßen behaglich verweilen können, bis ich Zeit gehabt habe Ihre Angelegenheiten zu ordnen. Sie werden dort einen hübschen

Garten finden, eine Bibliothek mit guten Büchern, einen Koch, einen Weinkeller und etliche gute Zigarren, die ich Ihrer Beachtung empfehle. Jerome,« sagte er zu einem der Bedienten, »du hast gehört, was ich sagte; ich lasse Herrn Scrymgeour in deiner Obhut; ich weiß, du wirst dich meines Freundes sorgsam annehmen.«

Francis stotterte einige abgebrochene Danksagungen.

»Mir zu danken, wird es früh genug sein,« sagte der Prinz, »wenn Sie von Ihrem Vater anerkannt und mit Fräulein Vandeleur verheiratet sind.«

Mit diesen Worten drehte der Prinz sich um und ging gemächlich nach dem Montmartre hinauf. Er rief die erste vorbeifahrende Droschke an, gab dem Kutscher eine Adresse an, und klopfte eine Viertelstunde später, nachdem er kurz vorher schon den Wagen weggeschickt hatte, an John Vandeleurs Gartenpforte.

Es wurde mit besonders umständlichen Vorsichtsmaßregeln von dem Diktator selber geöffnet.

»Wer sind Sie?« fragte der alte Herr.

»Sie müssen mir diesen späten Besuch verzeihen, Herr Vandeleur,« antwortete der Prinz.

»Eure Hoheit sind stets willkommen,« sagte Vandeleur, indem er beiseite trat.

Der Prinz schritt durch die offene Tür, ging, ohne auf den alten Herrn zu warten, stracks in das Haus und trat in den Salon ein. Zwei Menschen saßen in diesem; Fräulein Vandeleur trug an ihren Augen die Spuren, daß sie geweint hatte und wurde von Zeit zu Zeit durch ein neues Schluchzen erschüttert; in dem anderen erkannte der Prinz den jungen Mann, der ihn vor etwa einem Monat im Rauchzimmer eines Klubs nach literarischen Angelegenheiten gefragt hatte.

»Guten Abend, Fräulein Vandeleur,« sagte Florizel; »Sie sehen angegriffen aus. Herr Rolles, glaube ich? Ich hoffe, Sie haben sich das Studium Gaboriaus zunutze gemacht, Herr Rolles.«

Aber der junge Geistliche war zu niedergeschlagen, um sprechen zu können; er begnügte sich damit, eine steife Verbeugung zu machen und nagte an seiner Unterlippe.

»Welchem guten Winde«, sagte John Vandeleur, der seinem Gast gefolgt war, »darf ich die Ehre der Anwesenheit Eurer Hoheit zuschreiben?«

»Ich komme wegen eines Geschäftes,« erwiderte der Prinz; »wegen eines Geschäftes mit Ihnen; sobald dieses abgemacht ist, werde ich Herrn Rolles ersuchen, mich auf einem Spaziergange zu begleiten. Herr Rolles,« setzte er in strengem Ton hinzu, »gestatten Sie mir, Sie darauf aufmerksam zu machen, daß ich mich noch nicht gesetzt habe.«

Der junge Geistliche sprang mit einer Entschuldigung auf. Dann setzte der Prinz sich in einen Lehnstuhl, reichte seinen Hut Herrn Vandeleur, seinen Spazierstock Herrn Rolles, ließ die beiden vor ihm stehen, wie wenn sie seine Bedienten wären, und sagte:

»Ich bin, wie gesagt, wegen eines Geschäftes gekommen; aber wenn ich nur zu meinem Vergnügen gekommen wäre, so hätte dieser Empfang und die Gesellschaft, die ich hier treffe, mir nicht mehr mißfallen können. Sie, Herr Rolles, haben sich gegen einen Mann, der höheren Standes ist als Sie, unhöflich benommen; Sie, Vandeleur, empfangen mich mit einem Lächeln, aber Sie wissen sehr wohl, daß Ihre Hände noch nicht rein sind. Ich wünsche nicht unterbrochen zu werden, Herr!« rief er gebieterisch; »ich bin hier, um zu sprechen, nicht um zu hören; und ich muß Sie ersuchen, mich mit Ehrfurcht anzuhören und pünktlich zu gehorchen. Sobald es irgend möglich ist, wird auf der britischen Botschaft Ihre Tochter mit meinem Freunde Francis Scrymgeour, dem anerkannten

Sohn Ihres Bruders, vermählt werden. Sie werden mir den Gefallen tun, eine Mitgift von mindestens zehntausend Pfund auszusetzen. Ihnen selber werde ich schriftlich einen Auftrag für Siam zustellen; er ist nicht ohne Bedeutung und ich verlasse mich dabei auf Ihre Umsicht. Und jetzt, Herr Vandeleur, werden Sie mir in zwei Worten antworten, ob Sie diese Bedingungen annehmen oder nicht.«

»Euer Hoheit werden verzeihen,« sagte der alte Vandeleur; »wollen Sie mir gestatten, in aller Ehrerbietung, Ihnen zwei Fragen zu unterbreiten?«

»Ihre Bitte ist gewährt,« antwortete der Prinz.

»Eure Hoheit«, fuhr der Diktator fort, »haben Herrn Scrymgeour Ihren Freund genannt. Glauben Sie mir, wenn ich gewußt hätte, daß er solcher Ehre gewürdigt wird, so hätte ich ihn mit entsprechender Achtung behandelt.«

»In Ihren Worten liegt eine geschickte Frage,« sagte der Prinz; »aber dies wird Ihnen nichts nützen. Sie haben meine Befehle vernommen; Sie würden unumstößlich sein, selbst wenn ich diesen Herren heute abend zum allerersten Male gesehen hätte!«

»Eure Hoheit haben meine Meinung mit gewohntem Scharfsinn erkannt,« antwortete Vandeleur. »Noch eins: ich habe unglücklicherweise die Polizei auf die Spur des Herrn Scrymgeour unter der Anschuldigung eines Diebstahls gebracht; soll ich die Anklage zurückziehen oder aufrecht erhalten?«

»Das haben Sie mit sich selber auszumachen,« antwortete Florizel. »Die Frage geht Ihr Gewissen und die Gesetze dieses Landes an. Geben Sie mir meinen Hut; und Sie, Herr Rolles, geben Sie mir meinen Stock, und folgen Sie mir. Fräulein Vandeleur, ich wünsche Ihnen guten Abend. Ich nehme an,« sagte er zum alten

Vandeleur, »daß Ihr Stillschweigen rückhaltlose Zustimmung bedeutet.«

»Ich kann nichts besseres tun,« antwortete der alte Herr; »ich werde mich fügen; aber ich erkläre Ihnen offen heraus, ich weiche nur der Gewalt.«

»Sie sind alt,« sagte der Prinz; »aber das Alter ist für Sünder kein Vorteil, Ihr Alter ist weniger weise, als die Jugend anderer. Fordern Sie mich nicht heraus; Sie könnten finden, daß ich härter bin, als Sie geglaubt haben. Es ist das erstemal, daß ich im Bösen Ihren Weg gekreuzt habe, geben Sie acht, lassen Sie es das letztemal sein!«

Mit diesen Worten winkte Florizel dem jungen Geistlichen, ihm zu folgen, verließ das Zimmer und schritt der Gartenpforte zu. Der Diktator folgte ihm mit einer Kerze und öffnete wieder die vielen Riegel und Schlösser, durch die er sich gegen Eindringlinge zu schützen suchte.

»Da jetzt Ihre Tochter nicht mehr zugegen ist,« sagte der Prinz, indem er sich auf der Stelle umdrehte, »so lassen Sie mich Ihnen sagen, daß ich Ihre Drohungen verstehe. Sie brauchen nur Ihre Hand zu erheben, und Sie werden sofort unrettbar verloren sein.«

Der Diktator antwortete nicht; als aber der Prinz ihm den Rücken wandte, machte er eine Gebärde der Drohung und wahnsinniger Wut. Im nächsten Augenblick schlüpfte er um eine Straßenecke und lief im schnellsten Schritt zur nächsten Droschken-Haltestelle.

*

Hier – sagte mein Araber – schließt die Erzählung von dem Hause mit den grünen Läden. Nur noch ein Abenteuer, und wir sind fertig mit dem Diamanten des Radschahs. Dieses letzte Glied in der Kette ist unter den Einwohnern Bagdads bekannt als: Das Abenteuer des Prinzen Florizel und des Geheimpolizisten.

Das Abenteuer des Prinzen Florizel und des Geheimpolizisten

Prinz Florizel ging mit Herrn Rolles bis an die Tür eines kleinen Gasthofes, in welchem der letztere wohnte. Sie sprachen viel miteinander, und der Geistliche wurde durch die Vorwürfe des Prinzen, in denen Strenge und liebevolles Mitleid sich mischten, mehr als einmal zu Tränen gerührt.

»Ich habe mein Leben verpfuscht,« sagte er schließlich. »Helfen Sie mir, sagen Sie mir, was ich tun soll. Ich besitze leider weder die Tugenden eines Prinzen, noch die Geschicklichkeit eines Verbrechers.«

»Weil Sie jetzt demütig sind,« sagte der Prinz, »so befehle ich nicht länger; die Reuigen haben es mit Gott zu tun, nicht mit Fürsten. Aber wenn Sie sich von mir wollen

raten lassen: gehen Sie als Kolonist nach Australien, suchen Sie körperliche Arbeit im Freien, vergessen Sie, daß Sie jemals ein Geistlicher waren und daß Ihre Augen jemals diesen verfluchten Stein erblickt haben.«

»Ein verfluchter Stein fürwahr!« antwortete Rolles. »Wo ist er jetzt? Welch neues Unheil soll er der Menschheit zufügen?«

»Er wird kein Böses mehr tun,« antwortete der Prinz; »er befindet sich hier in meiner Tasche. Und daß ich Ihnen dies sage,« setzte er in gütigem Tone hinzu, »wird Ihnen zeigen, daß ich Vertrauen in Ihre Reue setze, so jung Sie noch ist.«

»Gestatten Sie mir, Ihnen die Hand zu drücken,« bat Rolles.

»Nein,« antwortete Prinz Florizel, »noch nicht.«

Der Ton, in welchem er diese letzten Worte sprach, sprach deutlich genug zum jungen

Geistlichen. Als der Prinz ihn verlassen hatte, stand er noch mehrere Minuten vor der Haustüre, folgte mit seinen Augen der sich entfernenden Gestalt und flehte den Segen des Himmels auf einen Menschen herab, der ein so trefflicher Ratgeber war.

Mehrere Stunden lang wanderte der Prinz einsam durch menschenleere Straßen. Er war voll von Sorgen: was sollte er mit dem Diamanten machen? Sollte er ihn dem Eigentümer zurückgeben, der nach seiner Meinung dieses köstlichen Besitztums unwürdig war? Oder sollte er einen kühnen Entschluß fassen und den Unglücksstein ein für allemal aus dem Bereich der Menschheit entfernen? Dieses Problem war zu schwierig, um sich im Handumdrehen entscheiden zu lassen. In der Art, wie der Diamant in seine Hand gekommen war, erkannte er ein offenkundiges Walten der Vorsehung; und als er das Kleinod aus seiner Tasche hervorzog und im Scheine einer Straßenlaterne betrachtete, da brachte die Größe und der wunderbare Glanz des Steines ihn mehr und mehr zu der

Überzeugung, daß dieser Diamant eine unheilvolle Gefahr für die ganze Welt sei.

Gott helfe mir! dachte er bei sich selber; wenn ich noch öfter diesen Diamanten ansehe, wird auch mich nach ihm gelüsten!

Obwohl er immer noch nicht zu einem Entschluß gekommen war, lenkte er seine Schritte zu dem kleinen, aber eleganten Palais an der Seine, das seit Jahrhunderten seiner königlichen Familie gehört hatte. Das Wappen von Bohemia ist über der Vorfahrt und auf den hohen Kaminen eingemeißelt; die Vorübergehenden erblicken einen grünen Hof, worin die köstlichsten Blumen wachsen, und einen Storch, den einzigen in ganz Paris, der den ganzen Tag auf dem Dache steht und immerzu einen Haufen von Gaffern anzieht.

Würdevolle Bediente gehen hin und her, und von Zeit zu Zeit werden die großen Torflügel geöffnet und ein Wagen rollt unter den Schwibbogen hindurch.

Aus vielen Gründen war dieses Haus dem Herzen des Prinzen Florizel besonders teuer; niemals näherte er sich ihm, ohne jenes Gefühl des Daheimseins zu genießen, das die Großen der Erde in ihrem Leben so selten haben. Und besonders an diesem Abend erblickte er mit aufrichtiger Erleichterung und Befriedigung das hohe Dach und die freundlich hellen Fenster seines kleinen Palastes.

Als er sich der Gartenpforte näherte, durch die er stets eintrat, wenn er allein war, kam ein Mann aus dem Schatten hervor und stellte sich mit einer tiefen Verbeugung dem Prinzen in den Weg.

»Ich habe die Ehre, Prinz Florizel von Bohemia zu sehen?« sagte der Mann.

»Das ist mein Titel,« antwortete der Prinz.
»Was wünschen Sie von mir?«

»Ich bin Beamter der Geheimpolizei und habe Eure Hoheit diesen Brief vom Herrn Polizeipräfekten zu überreichen.«

Der Prinz nahm den Brief und überflog ihn beim Licht der Straßenlaterne. Er wurde mit vielen Entschuldigungen ersucht, dem Überbringer unverzüglich auf die Präfektur zu folgen.

»Also kurz gesagt,« rief Florizel, »ich bin verhaftet!«

»Hoheit,« antwortete der Beamte, »ich bin sicher, daß nichts der Absicht des Präfekten fernerliegen könnte, Sie werden bemerken, daß er keinen Verhaftbefehl ausgestellt hat. Es ist eine bloße Förmlichkeit, oder, wenn Sie lieber wollen, eine Gefälligkeit, die Eure Hoheit den Behörden erweisen.«

»Wenn ich indessen mich weigern sollte, mit Ihnen zu gehen?«

»Für diesen Fall will ich Eurer Hoheit nicht verhehlen, daß beträchtliche Machtbefugnisse mir eingeräumt worden sind,« antwortete der Beamte der Kriminalpolizei mit einer Verbeugung.

»Auf mein Wort!« rief Florizel, »Ihre Unverfrorenheit setzt mich in Erstaunen! Ihnen selbst, der Sie nur ausführender Beamter sind, muß ich verzeihen; aber Ihre Vorgesetzten sollen ihr unerhörtes Benehmen bitterlich zu bereuen haben! Haben Sie eine Ahnung, was die Ursache dieser unpolitischen und gegen die Gesetze verstoßenden Handlung ist? Sie werden bemerken, daß ich bis jetzt weder mich geweigert, noch mich bereit erklärt habe; und meine Entscheidung wird vielleicht sehr von Ihrer schnellen und aufrichtigen Antwort abhängen. Lassen Sie mich Sie darauf aufmerksam machen, Herr Beamter, daß es sich um eine Angelegenheit von einer gewissen ernsten Bedeutung handelt.«

»Hoheit!« sagte der Geheimpolizist bescheiden, »General Vandeleur und sein Bruder haben die unglaubliche Kühnheit gehabt, Sie eines Diebstahls zu beschuldigen. Sie behaupten, der berühmte Diamant befindet sich in Ihren Händen. Sie brauchen nur mit einem Wort zu erklären, daß dies nicht der Fall ist, und der Präfekt

wird vollkommen zufriedengestellt sein. Ja, ich gehe noch weiter: wenn Eure Hoheit einem Unterbeamten wie mir die große Ehre erweisen wollten, zu erklären, daß Sie von der Sache nichts wissen, so würde ich um die Erlaubnis bitten, mich unverzüglich zurückziehen zu dürfen.«

Florizel hatte bis zu diesem letzten Augenblick sein Abenteuer als eine Kleinigkeit betrachtet, die nur ernst werden konnte, wenn internationale Beziehungen im Spiel wären. Als der Beamte den Namen Vandeleur nannte, wurde dem Prinzen plötzlich die entsetzliche Wahrheit bewußt: er war nicht nur verhaftet, sondern er war schuldig. Es war nicht einfach ein unliebsamer Zwischenfall – sondern seine Ehre stand in Gefahr. Was sollte er sagen? Was sollte er tun? Der Diamant des Radschah war wirklich ein Stein der Hölle, und es hatte den Anschein, wie wenn er das letzte Opfer seiner Wirkung sein sollte.

Eins war gewiß: die verlangte Versicherung konnte er dem Beamten nicht geben. Er

mußte Zeit gewinnen.

Sein Zaudern hatte keine Sekunde gedauert;
er sagte:

»Es sei. Wir wollen zusammen nach der
Präfektur gehen.«

Der Mann verbeugte sich wieder und folgte
dem Prinzen in einem ehrerbietigen
Abstand.

»Kommen Sie näher!« sagte Florizel. »Ich
bin in der Laune, etwas zu plaudern; und da
ich Sie mir jetzt richtig ansehe, kommt es
mir vor, daß ich Ihnen nicht zum erstenmal
begegne, wenn ich mich nicht sehr irre.«

»Ich rechne es mir als eine Ehre an,«
antwortete der Beamte, »daß Eure Hoheit
sich meines Gesichtes erinnern. Vor acht
Jahren hatte ich das Vergnügen einer
Unterredung.«

»Ein gutes Gedächtnis für Gesichter«,
antwortete Florizel, »gehört zu meinem

Beruf so gut wie zu dem Ihren. Wirklich, wenn man es richtig betrachtet, dienen ein Fürst und ein Geheimpolizist derselben Sache: wir kämpfen beide gegen das Verbrechen; nur ist mein Rang gefährvoller; in gewissem Sinne aber sind beide Berufe für einen guten Menschen gleich ehrenvoll. Sie werden es vielleicht für sonderbar halten, aber ich wollte lieber ein charakterfester und geschickter Geheimpolizist sein, als ein schwacher und unedler Fürst!«

Der Beamte war von diesen Worten ganz überwältigt und sagte:

»Eure Hoheit vergelten Böses mit Gutem. Auf einen Eingriff in Ihre Rechte erwidern Sie mit der lebenswürdigsten Herablassung.«

»Woher wissen Sie,« antwortete Florizel, »ob ich nicht den Versuch mache. Sie zu bestechen?«

»Gott bewahre mich vor der Versuchung!«
rief der Geheimpolizist.

»Ihre Antwort gefällt mir,« versetzte der Prinz. »Sie antworten als kluger und ehrenwerter Mann. Die Welt ist groß; sie ist voll von Schätzen und Schönheit, und unbegrenzt sind die Belohnungen, die man anbieten könnte. Wer eine Million Pfund Sterling ablehnt, würde vielleicht um eine Kaiserkrone oder um die Liebe eines Weibes seine Ehre verkaufen. Und ich selber, der ich diese Worte zu Ihnen spreche, habe so verführerische Gelegenheiten erlebt, Verlockungen, die für menschliche Tugend unwiderstehlich waren, daß ich froh gewesen bin, es wie Sie zu machen, und mich der Gnade Gottes zu empfehlen. Dank dieser bescheidenen und wohlthätigen Gewohnheit allein können Sie und ich mit reinen Herzen durch diese Straßen gehen.«

»Ich habe stets gehört, daß Sie tapfer seien,« antwortete der Beamte; »aber ich wußte nicht, daß Sie auch weise und fromm

sind. Sie sprechen die Wahrheit und Sie sprechen sie in einem Ton, der mir zu Herzen geht. Unsere Erde ist wahrlich ein Ort voller Versuchungen!«

»Wir befinden uns jetzt«, sagte Florizel, »mitten auf der Brücke. Stützen Sie sich mit, den Armen auf das Geländer, und blicken Sie hinab! Wie das Wasser unter der Brücke durchschießt, so reißen die Leidenschaften und Verwickelungen des Lebens die Ehrenhaftigkeit schwacher Menschen mit sich. Lassen Sie mich Ihnen eine Geschichte erzählen!«

»Ich stehe zu Eurer Hoheit Befehlen, antwortete der Mann.

Und, wie der Prinz, stützte er sich auf das Geländer, um auf Florizels Worte zu hören. Die Stadt war bereits in Schlaf versunken; waren nicht die unzähligen Lichter und die Umrisse der Gebäude gewesen, die sich gegen den sternklaren Himmel abhoben, die beiden hätten sich auf einer Flußbrücke irgendwo im Freien befinden können.

»Ein Offizier,« begann Prinz Florizel, »ein mutiger und bewährter Mann, der, dank seinem Verdienst, schon zu einem hohen Range aufgestiegen war, und sich nicht nur die Bewunderung, sondern auch die Achtung der Menschen erworben hatte, besichtigte in einer für den Frieden seiner Seele unglückseligen Stunde die Sammlungen eines indischen Fürsten. Hier erblickte er einen Diamanten von so außerordentlicher Größe und Schönheit, daß er von Stund an nur noch einen einzigen Wunsch im Leben hatte: Ehre, Leumund, Freundschaft, Vaterlandsliebe – alles war er zu opfern bereit um diesen Klumpen funkelnden Kristalls. Drei Jahre lang diente er diesem halbbarbarischen Fürsten, wie Jakob dem Laban diente: Er versetzte Grenzsteine; er ließ seine Mithilfe zu Morden; er verurteilte ungerechterweise einen Kameraden, einen Offizier, der das Unglück gehabt hatte, dem Radschah durch einige freimütige, wahre Bemerkungen zu mißfallen, und ließ ihn hinrichten. Endlich verriet er in einem Augenblick, als sein eigenes Heimatland in großer Gefahr war,

eine Abteilung von Truppen und ließ sie geschlagen und zu Tausenden niedergemetzelt werden. Schließlich hatte er ein ungeheures Vermögen zusammengebracht und kam mit dem so heißbegehrten Diamanten in seine Heimat zurück.

»Jahre vergingen, und auf einmal ging der Diamant durch einen Unglücksfall verloren. Er gerät in die Hände eines fleißigen Jünglings von einfältigem Herzen, eines Gelehrten, eines Dieners am göttlichen Wort, der gerade die ersten Schritte in einem nützlichen Beruf getan und sogar schon Auszeichnungen sich erworben hatte. Auch ihn umstrickt der Zauber; er wirft alles hin: seinen heiligen Beruf, seine Studien, und flieht mit dem Edelstein in ein fremdes Land.

»Der Offizier hat einen Bruder, einen schlaunen, kühnen, gewissenlosen Mann; dieser erfährt das Geheimnis des Geistlichen. Was tut er? Sagt er es seinem Bruder? Macht er der Polizei Anzeige?

Nein. Auch diesem Mann hat der Satanszauber gefallen – er muß den Stein für sich selber haben. Auf die Gefahr hin, einen Mord zu begehen, gibt er dem jungen Priester ein Betäubungsmittel ein und bemächtigt sich der Beute.

»Und jetzt kommt durch einen Zufall, der für die moralische Lehre meiner Geschichte ohne Bedeutung ist, der Edelstein aus dem Gewahrsam des Offiziers in den eines anderen Menschen; voll Entsetzen über alles, was er sieht, übergibt er den Diamanten einem hochgestellten Mann, der über jeden Vorwurf erhaben ist.

»Der Offizier heißt Thomas Vandeleur,« fuhr Florizel fort. »Den Stein nennt man den Diamanten des Radschahs. Und« – damit öffnete er plötzlich seine Hand – »hier sehen Sie ihn vor den Augen.«

Der Beamte fuhr mit einem Aufschrei zurück.

»Wir haben von Verderbnis gesprochen,«
sagte der Prinz. »Für mich ist dieser
glänzende Kristall ekelhaft, wie wenn er
von Leichenwürmern wimmelte; mir ist er
entsetzlich, wie wenn er aus unschuldigem
Blut zusammengeballt wäre. Ich sehe ihn
hier in meiner Hand und ich weiß, es ist
Höllenfeuer, was aus ihm glüht. Ich habe
Ihnen nur den hundertsten Teil seiner
Geschichte erzählt; die Phantasie schaudert
davor zurück, daran zu denken, was in
früheren Jahrhunderten um dieses Steines
willen geschah, zu was für Verbrechen und
gemeinen Handlungen er seit unendlichen
Zeiten Menschen angestiftet hat. Jahre und
abermals Jahre hat er getreulich den
Mächten der Hölle gedient. Und ich sage:
Genug des Blutes, genug der Schande,
genug vernichteter Leben und gebrochener
Freundschaften. Alles nimmt einmal ein
Ende – das Böse wie das Gute – Pestilenz
sowohl wie schöne Musik. Und dieser
Diamant – Gott vergebe mir, wenn ich
unrecht tue – aber heute Nacht endigt seine
Herrschaft!«

Der Prinz machte eine plötzliche Bewegung mit der Hand – der Edelstein beschrieb einen strahlenden Bogen und verschwand in die aufspritzende Flut des Stromes.

»Amen!« sagte Florizel ernst: »ich habe einen Basiliken getötet!«

»Gott verzeih mir!« rief der Beamte. »Was haben Sie getan? Ich bin ein verlorener Mann!«

»Ich glaube,« antwortete der Prinz mit einem Lächeln, »manche wohlhabende Leute in dieser Stadt möchten Sie beneiden.«

»Oh! Euer Hoheit!« sagte der Beamte: »so bestechen Sie mich schließlich doch noch?«

»Wie es scheint, geht es nicht anders,« antwortete Florizel. »Und jetzt wollen wir uns auf die Präfektur begeben.«

*

Nicht lange nachher wurde die Hochzeit von Francis Scrymgeour und Fräulein Vandeleur im allerengsten Kreise gefeiert; der Prinz machte bei dieser Gelegenheit den Brautführer.

Die beiden Vandeleurs hörten gerüchtweise etwas von dem Schicksal des Diamanten; ihre geschickten Taucher arbeiten im Seinstrom, bilden das Erstaunen und Ergötzen aller Pariser Tagediebe. Allerdings haben sie infolge einer falschen Berechnung einen falschen Arm des Flusses sich ausgesucht.

Der Prinz, diese erhabene Persönlichkeit, hat jetzt seine Schuldigkeit getan und mag zusammen mit dem »arabischen Autor« einen Purzelbaum in den Weltraum schlagen.

Wenn jedoch der Leser darauf besteht, etwas genauer berichtet zu werden, so habe ich die Freude ihm sagen zu können, daß neuerdings eine Revolution ihn von dem Throne des Königsreichs Bohemia gestoßen

hat; die Ursache war seine beständige
Abwesenheit und absichtliche
Vernachlässigung aller Staatsgeschäfte.
Seine Hoheit hat jetzt in Rupert Street einen
Zigarrenladen, der viel von anderen
ausländischen Verbannten und Flüchtlingen
besucht wird. Ich gehe von Zeit zu Zeit hin,
um eine Zigarre zu rauchen und ein bißchen
mit ihm zu plaudern, und finde, daß er
immer noch ein so großartiges Geschöpf
ist, wie in den Tagen seines Glanzes. Er
steht mit der Miene eines Olympiers hinter
seinem Ladentisch; und obgleich seine
sitzende Lebensweise sich an seinem
Bauchumfang bemerkbar macht, ist er alles
in allem genommen wahrscheinlich der
schönste Zigarrenhändler in ganz London.